Die Bewältigung des Weltkrieges im nationalen Kriegsroman.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Philosophischen Fakultät

der

Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

vorgelegt von

Wilhelm Rey aus Frankfurt a. M.

September 1937

Druck: Buchdruckerei Willi Engel, Neu-Isenburg bei Ffm., Bahnhofstraße 18

Für meine Eltern

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Erster Berichterstatter: Professor Dr. Franz Schultz.

Zweiter Berichterstatter: Professor Dr. Julius Schwietering.

Tag der mündlichen Prüfung: 1. März 1934.

Diese Arbeit kann deswegen keinen vollen Anspruch auf Aktualität erheben, weil seit ihrer Entstehungszeit, dem Jahre 1933, eine ganze Reihe von Beiträgen zu dem Thema „Weltkrieg" erschienen sind. Wenn sie heute in ihrer ursprünglichen Form in Druck geht, nachdem sie vier Jahre infolge beruflicher Verhältnisse ruhen mußte, so darf als Rechtfertigung die Frage angesehen werden, die sie aufwirft und zu beantworten versucht, eine Frage, die in den Veröffentlichungen der letzten Jahre keineswegs erschöpfend behandelt wurde. Die wichtigsten Beiträge, die nach dem Abschluß meiner Arbeit erschienen sind, werden im Literaturverzeichnis gesondert angeführt.

Inhalt.

Thema . . . . . Seite 7
Problem . . . . . Seite 8
Lösung . . . . . Seite 8

I. Verwurzelung

Heimat . . . . . Seite 9
Gesellschaft . . . . . Seite 11
Geschichte . . . . . Seite 13
Blut . . . . . Seite 14
Idee . . . . . Seite 15

II. Begegnung.

Der Krieg als Lebenskampf . Seite 17
Der Krieg als Machtkampf . . Seite 25
Der Krieg als Kampf der Idee . Seite 30

III. Bewältigung.

Bewährung . . . . . Seite 33
Forderung . . . . . Seite 38
Bewahrung . . . . . Seite 40
Tröstung . . . . . Seite 45
Erfüllung . . . . . Seite 49
Kameradschaft . . . . Seite 63

IV. Die Nation.

. . . . . Seite 67

V. Literatur.

Thema.

Ob es nötig sei, diese Arbeit zu schreiben, ist heute wohl keine Frage mehr. Darin besteht ihre Rechtfertigung und zugleich ihre Aktualität, daß sie zu jenem Erlebnis des Weltkriegs vorstößt, das den Weltkrieg überwinden wollte und dessen Werte, Ideale, Verheißungen und Gestalten sich selbst in jener „Flammenwüste" nicht aufgaben. Darin liegt das Vertrauen begründet, das die Träger dieses Erlebens zu sich selber haben dürfen: sie stammen nicht aus einer zufälligen politischen Konstellation. Sie wurden gehämmert und gehärtet in den „Hammerwerken der Westfront" (H. Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 269), sie haben sich ihre innere Kraft bewiesen in der härtesten Bewährungsprobe, die je auf dieser Erde zu bestehen war. Ihr Anspruch auf Führung wird nicht gerechtfertigt durch irgendeine Stimmenzahl, — er führt als Berechtigung die eigene Leistung: die Bewältigung des Weltkrieges, die sie geistig vollbrachten und die sie politisch zu vollbringen im Begriffe sind. Diese geistige Leistung herauszustellen, ist Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Dieser Gesichtspunkt war allein gültig bei der Sichtung des umfangreichen Materials: N a t i o n a l e r Kriegsroman, weil nur er auf Grund nationaler Haltung und Wurzelung die Bewältigung des Weltkrieges versuchte, sie, um die sich alle Literaturen seit 1914, vom Expressionismus bis zur Neuen Sachlichkeit, umsonst bemühten. Nationaler Kriegs-R o m a n, weil jene Bewältigung wesentlich innerhalb dieser literarischen Gattung stattfand. Daß die Individualität der Autoren — nur solche sind genannt, die in ihrem Werk über den Zusammenbruch zu neuem Aufbau fortschreiten — zurücktreten mußte vor dem gemeinsamen Werk, ist selbstverständlich. Daß es e i n geistiger Bau ist, an dem man arbeitet, ein Grund, auf dem man steht, eine Haltung, die man einnimmt, werden die Zitate der Arbeit selbst zeigen.

Das einzige literarhistorische Werk, das benutzt wurde — Herbert Cysarz: „Zur Geistesgeschichte des Weltkriegs" — lieferte lediglich einen Ueberblick über die vorliegende Kriegsliteratur. Tiefere Anregungen konnte es deshalb nicht geben, weil es den Weltkrieg als ein Stück Geistesgeschichte, als „Schauplatz geistiger Jahrhundert-Kräfte und Entscheidungen" (Vorwort) begreift, während die vorliegende Arbeit diese geistesgeschichtlichen Hintergründe außer Acht läßt und das aktuelle seelische Erleben des Kämpfers zugrunde legt.

Problem.

Die Bewältigung des Weltkriegs ist Lebensnotwendigkeit, nicht nur Pietät gegenüber den Toten.

Wer könnte leugnen, daß heute die Gefahr kriegerischer Zusammenstöße besteht! Jeder weiß, daß diese Zusammenstöße der Völker heute furchtbarer sind, als je zuvor. Nun, bedeutet der Krieg den Aufbruch des Widersinns, stellt er die Ueberwältigung jeglichen Sinns in Geschichte und Gesellschaft durch grauenhaften Unsinn dar, so steht der Mensch nicht nur in Gefahr zerrissen zu werden; unbedingt sinn-bedürftig, verfällt er dem Schicksal, entwältigt zu werden, sich selbst zu verlieren.

Unter dieser unheimlichen Bedrohung stehen wir grundsätzlich alle. Wir stehen in Gefahr, dem Schicksal jener „Generation" zu verfallen, „die vom Kriege zerstört wurde, auch wenn sie seinen Granaten entkam". (Remarque.) Wir alle müßten daher innerlich beteiligt sein an der Ueberwindung jener Remarque'schen Haltung, die im Grunde gar keine Haltung ist, die den Verlust des Menschen darstellt, die nichts kennt als Versinken in Resignation und Verzweiflung. Früh hat man diese tödliche Bedrohung erkannt, die nicht nur im Remarque'schen Buche, die in einer ganzen Literatur zu Tage trat. Früh hat man sich energisch gegen sie gewandt. Ernst Jünger, mutigster Kämpfer für neue Haltung und neue Sicht, verkündet die entscheidende Forderung:

> „Dem Sinn zu geben, was eine auf niederer Stufe stehende Anschauung als Widersinn und Aeußerung menschlicher Unvollkommenheit betrachten mag, ist heilige Pflicht gegenüber den Gefallenen wie gegenüber den Werdenden . . ." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. X.)

Sinngebung, das war in der Tat die einzige Möglichkeit einer Bewältigung des Krieges, nachdem alle Versuche zu seiner Beseitigung Schiffbruch erlitten hatten. Das also ist die befreiende Lösung dieses lebenswichtigen Problems: Man kann den Krieg nicht bewältigen, indem man ihn beseitigt — man bewältigt ihn, indem man ihn besteht. Das ist zugleich die Forderung des Krieges, die er an jeden Kampfwilligen richtet. Ernst von Salomon verkündet sie, wenn er der Jugend zuruft:

> „Ihr scheutet keine Probe? — Hier! — Besteht sie!" (Salomon: Die Geächteten, S. 105.)

Auch Edwin Erich Dwinger kennt sie:

> „Die Forderung des Krieges ist nur gewachsen . . . Die große Prüfung ist nur schwer geworden . . . — sie zu bestehen, bleibt ihr Sinn, heute wie einst!" (Dwinger: Wir rufen Deutschland, S. 373.)

Und Franz Seldte stellt im Vorwort zu „MGK" befriedigt fest:

> „Wir Frontsoldaten haben den Krieg bestanden. . . . er hat uns nicht gebrochen."

Man besteht den Krieg im Bewußtsein seiner Sinnhaftigkeit, indem man eine Haltung einnimmt, die nicht zerbricht vor dem Ansturm der Kriegswirklichkeit, die nicht zerbricht selbst dann, wenn der Mensch im Tode zerbrochen wird. Diese Haltung kann nicht im leeren Raum eingenommen werden. Sie ist nach der Meinung unserer Autoren möglich nur auf einer ganz bestimmten Basis, nur kraft der Verwurzelung des Einzelnen in Heimat, Gesellschaft, Geschichte, Blut und Idee seines Volkes; sie ist möglich nur durch die Hingabe an die nationale Mission; sie kann stattfinden allein in unbedingtem Glauben an die erhabenste Verheißung, die ein Volk besitzt: an die Nation.

I. Verwurzelung.

Sie ist rational weder zu erringen noch zu bezweifeln. Von allen Erkenntnissen und Entscheidungen des Bewußtseins bleibt sie unberührt. Der Wille hat keinen Einfluß auf sie, die jeder individuellen Existenz vorgegeben ist.

Wer an ihr Teil hat, wer dem Grund seines Volkes entwachsen ist, wie der Baum der Erde, der ist begnadet. Der ist durchströmt von jener Kraft, die aus den Tiefen kommt, und die allein ihn dazu begabt, die höllischen Orkane der Trommelfeuer zu durchstehen.

Sie ist nicht zu beweisen in einem Beweisverfahren mit Grund und Folge. Sie beweist sich allein in der Existenz jedes völkischen Menschen. Sie ist entscheidend für Gestalt, Haltung, Empfindung, Glauben, Gedanken und Tat. Sie ist nicht weniger entscheidend, wird sie von diesem Menschen nicht einmal gewußt.

Heimat.

Selbst die Kreatur fühlt sich ihr verbunden. Jünger sagt es in „Der Kampf als inneres Erlebnis" (S. 89):

„Heimat, das ist ein Gefühl, das schon die Pflanze empfindet."

Heimat ist in diesem Zusammenhang ganz unmittelbar gemeint. Es ist alles andere als ein politischer Begriff. Das Wort bezeichnet hier einfach das Fleckchen Erde, dem man entwachsen ist, es meint den engsten Lebenskreis, in dem man sich bewegt: das Dorf, die Landstraße, den Teich, die nächste Hügelkette, es deutet auf Gestalten und Gegenstände des Alltags, die einem lieb geworden sind. Daher ist diese Bindung zur unmittelbaren Heimat entscheidend für jedes einfache Gemüt. Jünger sagt in „Der Kampf als inneres Erlebnis" (S. 88) von seinen Soldaten:

> „Sagen sie „zu Hause" oder „bei uns", so denken sie dabei nicht an irgend einen bunten Fleck der Landkarte; Heimat, das ist die Ecke, an der sie als Kinder spielten, der Sonntagskuchen, den die Mutter backt, das Zimmer im Hinterhaus, die Bilder überm Sofa, ein Sonnenstrahl durchs Fenster . . . Staat und Nation sind ihnen unklare Begriffe, aber was Heimat heißt, das wissen sie."

Und Helmut Stellrecht (Trotz allem! Ein Buch der Front, S. 255) singt voller Hingabe:

> Heimat, das ist ein Gang „vors Dorf hinaus in die ruhenden Felder, wenn überall die Grillen zirpen und der Abend sachte einfällt." Das ist „ein Sonntagmorgen am Waldsaum, wenn von überall her die Glocken klingen und die Luft so leicht und klar und nur leise glockenbewegt ist." Das ist „eine Burg . . . mit runden, großen Türmen. Lindenwipfel duften im Wind. Tannen rauschen wie düstere Wächter darüber. Im Schloßhof sonniges Kinderlachen und eine Schau vom Turm weit über sonniges Land. Wolkenschatten auf reifenden Feldern. Ein schlängelnder Fluß, grüne Berge und wieder Berge, die immer blauer werden dem Himmel zu."

Die Bedeutung dieser Verbundenheit mit der Heimat für den Krieg wird sofort aus dem Ausruf Seldtes klar:

> „ . . . wie wundervoll . . . am sommerlichen Rhein bei einer guten Flasche auf den Strom bei Sonnenschein oder Mondlicht zu

schauen und denken und fühlen zu können: ach, es lohnt sich schon, für diese Heimat zu kämpfen . . . ." (Seldte: Dauerfeuer, S. 186).

Heimat aber ist nicht nur gewohnte Umgebung, lieb gewordene Landschaft, sie erschöpft sich nicht in der Vertrautheit der Gestalten und Lieder, auf höherer Ebene bedeutet sie Stätte der Geburt und darüber hinaus — selber gebärender Schoß — Mutterland, Mutterboden. Helmut Stellrecht weiß von dieser seligen Kindschaft:

„Heimat ist die Mutter, die große Gebärerin." (Stellrecht: Trotz allem! S. 338).

Und sein Hymnus (Trotz allem! S. 380/81) gibt am besten die Beglückung dessen wieder, der sich so gezeugt und zugleich gegründet weiß:

„Und jetzt stehe ich auf dem Mutterboden der Heimat, den meine Füße schon tausendmal begangen in allem Schmerz und allen Freuden. Ich gehe auf ihm und bin übervoll einen Lust, wie sie die Götter in ihrer Unendlichkeit nur den Sterblichen schenken, denen sie alles Leid gegeben . . . Unter jedem Schritt meiner Füße hebt sich eine Quelle. . . Um mich sprudeln die Brunnen. Sie sind alle da, die Quellen, aus denen mein Sein zusammengeflossen. Sie sind um mich mit ihren seligen Wassern, als wollten sie mich auf ihren Armen tragen."

Leben-gebärender Schoß, kraft-strömende Quelle, das ist für unsere Kämpfer die tiefste Bedeutung von Heimat. Diese ihre Allmutterschaft, erlaubt sie überhaupt noch die Frage, ob es wert sei, für sie zu kämpfen? Darin besteht ihr Geschenk, daß sie, in deren Tiefe der Grund des Seins verborgen liegt, jenem Kind sich am weitesten öffnet, das auf fremder Erde um sie ringt. Helmut Stellrecht kennt dieses Erlebnis, das allein schon alles erduldete Leid aufwiegt:

„Da höre ich auch die Brunnen der Tiefe rauschen, die ich auf allen meinen Wegen noch nie gehört. Ist mein Ohr wissend geworden, draußen in der fremden Erde, daß ich zutiefst hören kann, was Heimat heißt? Dann sei jeder Tag gesegnet, an dem ich um Deine Seele gedient!" (Stellrecht: Trotz allem! S. 380/81.)

Welch tiefe Kraft- und Trostquelle diese Heimatverbundenheit im Kriege darstellte, kann man sich nur klar machen, wenn man die tiefe Resignation derer kennen lernt, die diesen Lebensgrund entbehren mußten, der Entwurzelten, Volk-fremden, der „vaterlandslosen Gesellen", um einen Buchtitel von Adam Scharrer anzuführen.

So schreibt Peter Riß in „Stahlbad Anno 17" (S. 53):

„Mein „Vaterland" ist ein Hinterhaus in einem engen Hof der Elendsviertel der Großstadt, Wäschedunst . . ., ein halbverhungerter Kanarienvogel . . ., eine blasse, weinende, immer kranke Mutter . . ., der Mann — Schwerarbeiter . . . mein Vaterhaus . . . eine dunkle Küche, in der immer eine kleine, blakende Lampe hängt."

Und die Worte Ernst Johannsens („Vier von der Infanterie. Ihre letzten Tage an der Westfront 1918", S. 15) vertiefen noch diese graue Trostlosigkeit:

„Was Vaterland und Heimat", entgegnete Job. „Wir Industrie-Kerls haben das nicht, ich zum Beispiel habe in Köln, Berlin, Hamburg, Essen, Rom und Kopenhagen gearbeitet, was heißt bei mir Heimat? Heimat heißt bei mir Mietskasernen, Straßenkrach, Häusermeer, Prolet hier, Prolet da."

Von welcher Bedeutung diese unmittelbarste aller Bindungen im Weltkriege war, wie sie wirkte in einer tieferen Schicht als jede rationale Ueberlegung, wie rücksichtslos sie die sogar kommandierte, soll ein Erlebnis Thor Gootes (Wir fahren den Tod) zeigen: Auf dem Schlachtfeld verirrt, gerät er in Gefangenschaft. Gefangenschaft, das heißt doch wohl Erlösung von der Front. Das ist doch wohl die Sehnsucht all derer, die Strapazen, Feuerüberfälle und Verluste zu Tode quälen. Ihn macht Gefangenschaft nicht glücklich. Trotz der berückenden Aussicht, daß die Qual des Krieges für ihn zu Ende wäre. Trotz der guten Behandlung durch die Engländer. Trotz des Bewußtseins, daß die Menschen der Heimat — damals schon längst der Front entfremdet — kein weiteres Opfer verdienen. Trotz dieser schmerzhaften Ausgestoßenheit treibt ihn, vereinsamt mitten im Feind, ein Urinstinkt nach Osten, treibt ihn, verwundet, ohne Lebensmittel, am Ende seiner Kräfte, über Gräben und Stacheldrahtverhaue, durch die ungeheure Wüste des Westens, Tage und Nächte, treibt ihn, umlauert von Todesgefahr, mit elementarer Gewalt, wie ein Tier nach seinem Stall, der Heimat zu. In rationaler Ratlosigkeit treibt ihn die Gewalt des Heimattriebes. (Goote: Wir fahren den Tod, S. 214):

„Warum? Wozu? Was geht das mich an? Was weiß ich wozu? Ich bin gefangen worden, also fliehe ich, das ist doch selbstverständlich."

Das ist kein logischer Schluß, und dieses Argument ist alles andere als selbstverständlich. In Wahrheit ist es nur Ausdruck dieses irrationalen Dranges nach der Heimat. Selbstverständlich ist es nur für den, der die Inbrunst seiner Heimkehr in die deutschen Gräben miterleben kann. (Goote: Wir fahren den Tod. S. 233):

„Halt! Wer da?"

„Deutscher! Deutscher!"

Immer wieder schreie ich es, stöhne es, keuche wie ein Irrsinniger.

„Deutscher!" krächze ich.

Versuche mich vorwärts zu schleppen, nur die paar Schritte noch, kann nicht, breche zusammen, bleibe schwer atmend im Draht hängen.

(Kameraden holen ihn.)

Wie eine Welle überflutet mich das, wie eine große, herrliche Welle, die mich mitnimmt, über alle Empfindungen wegträgt!"

Gesellschaft.

Zur kreatürlichen Verwurzelung kommt die soziale. Man fühlt sich nicht nur in der Landschaft, man fühlt sich ebenso in der Gesellschaft zu Hause. Eine Beheimatung, für den Kämpfer nicht weniger wichtig: denn ihr verdankt er seine Erziehung, körperliche und seelische Ertüchtigung, ihr verdankt er seine Formung gerade durch jene Grundsätze nationaler Sittlichkeit, die im Kriege ihren Gehalt und ihre Stützkraft beweisen müssen, soll er nicht dessen chaotischer Wirklichkeit ausgeliefert sein.

Die Gesellschaft als Heimat wird vermittelt in der Vorkriegszeit durch die Geburt in jenen gehobenen Schichten, die sich in erster Linie als Träger der sozialen Gemeinschaft betrachten durften. Auf der Gemeinschaft der

sozialen Abkunft beruht die Gemeinsamkeit der Erziehung, in der — familiärer Tradition entsprechend — die militärische Komponente stark betont ist. Die Entwicklung Schauweckers zum Beispiel in Schule und Universität zeigt die sichere Verhaftung in der Gesellschaft. Für ihn und seine erlebnishungrigen Jugendgenossen wird diese Sicherheit von Leben und Laufbahn, diese muffige Stabilität der Verhältnisse sogar zur Bedrückung. Die gleiche Abkunft und Erziehung trifft auf Seldte zu, „der als alter, aktiver Student und erzogen in den Ansichten des Regiments unbedingt auf die Beherrschung der gesellschaftlichen Form bei den Offizieren bestand". (Seldte: Dauerfeuer, S. 156). Diese gesellschaftliche Verbundenheit ist der Grund für das Heimatgefühl, das die Jugend im Heer besitzt, für ihr Bewußtsein, Teil zu haben an dieser erhabenen Institution, ja sogar Besitzender zu sein. So kann Grabenhorst feststellen (Fahnenjunker Volkenborn, S. 16):

> „Lothar ist Adjudant eines Artillerieregiments im selben Korps, dem auch Bruder Kurt angehört als Ordonanzoffizier einer Brigade. Hans, der dritte und jüngste Volkenborn, fühlte sich im Korps also recht zu Hause. Es ist unser Korps, es ist sein Korps, wie es sein Regiment, seine Kompagnie ist. So verbunden und zu eigen, so sehnsüchtig verwandt ist ihm alles."

Man glaube nicht, daß eine solche Verhaftung ohne reale Auswirkung sei: Im Bewußtsein dieser Verbundenheit, in freiwilliger Unterwerfung unter die Verpflichtung, die sie ihm auferlegt, opfert Hauptmann Bohnen sein Leben. (Seldte: MGK, S. 103):

> „Er zieht seinen krummen Säbel, den schon sein Vater als Hauptmann 1870 getragen hat und mit dem in der Hand sein Vater vor der gleichen 7. Kompagnie gefallen ist. . . . . und wie jetzt Stahl die graue Klinge in der Hand des Hauptmanns vor sich sieht . . ., da weiß er, daß der Hauptmann Bohnen in den Tod geht."

Die umfassende Bedeutung solcher Erziehung und Gesellschaftsverbundenheit für den Krieg gibt Ernst Jünger (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 107):

> „Wir haben mit neun Jahren das dulce et decorum gelernt. zu Haus, in Schulen, Universitäten und Kasernen ist der Begriff „Vaterland" in die Nebelwelt unserer Anschauung als Mitte gesetzt wie die Sonne in das Planetensystem, wie der Kern in den Kraftwirbel eines Atoms. An den grauen Wänden der Kasernenflure kündeten goldene Lettern die Namen der in früheren Kriegen Gefallenen, und die Sprüche darunter mahnten uns, stets dieser Helden würdig zu sein. Die Denkmäler der Generale auf den Plätzen, das Studium der Geschichte . . ., die ernsten Gesichter, mit denen Generationen von Offizieren von den Wänden unserer Kasinos auf uns niederblickten, blitzende Orden und zerschossene Fahnen, deren Seide nur an hohen Festtagen über der Menge wehte: das alles hatte uns den Krieg zu einer feierlichen und gewaltigen Sache gemacht."

Für den Arbeiter aber, den Angehörigen der unteren Schicht, der ja im Vorkriegs-Deutschland solcher Gemeinschaft des Standorts und der Bildung entraten muß, entsteht daraus kein Problem: Er fühlt sich nicht ausgeschlossen aus diesem Kreis, denn er hat nie den Anspruch auf Teilnahme erhoben. Er fügt sich willig in die Erdgeschosse dieses gewaltigen Gesellschaftsbaues ein, steht dem Oberen ohne weiteres gehobene Lebensführung zu („Mensch, det is

doch ganz selbstverständlich, du bist ebend 'n janz anderer Mensch als wir unsereins" ... (Grabenhorst: Fahnenjunker Volkenborn, S. 30) und erschöpft sich in der grenzenlosen Treue seines Dienstes: Ein Radfahrer saust durch wildesten Granatenhagel, „schweißtriefend und schwer atmend" kommt er an wie durch ein Wunder unversehrt:

„Gefechtsordonanz Schreiner vom Regimentsstab mit dem Mittagessen für den Herrn Major zur Stelle."(Seldte: M G K, S. 213.)

Dieses vollkommene Aufgehen in der Dienstbarkeit vermittelt ihm jedoch ein neues Wertbewußtsein, das sich gerade auf die Macht jener Gemeinschaft gründet, an der man — wenn auch nur dienend — Teil hat Kennzeichnend ist das Erlebnis einer Kaiserparade mit Trommelwirbel, Präsentiermarsch, Fliegergeschwadern, das der Arbeiter Zöberlein hat:

„Ein Schauer unserer Macht faßt uns an und ein freudiges Erkennen deutscher Größe. — Das sind wir, wir!" (Der Glaube an Deutschland, S. 419.)

So siegt hier das Bewußtsein völkischer Verbundenheit über jeden Unterschied in Bezug auf Bildung und sozialen Standort.

Geschichte.

Aus ihrer Tiefe hebt sich der ungeheure Schatz völkischer Vergangenheit, die Landschaft wie Gesellschaft erfüllen soll.

In der Landschaft wird nicht nur Natur angeschaut, man erschöpft sich nicht in der Würdigung ihrer ästhetischen Qualität; sie ist, weit davon entfernt nur Panorama zu sein, historisches Monument. Es ist diese heimatgeschichtliche Beladenheit der Landschaft, die jene inbrünstige Verehrung erklärt, die Seldte empfindet, ganz gleich ob er die Zugspitze oder den Kölner Dom anschaut. (Dauerfeuer, S. 187.) Ihm ist der Dom nicht nur Bauwerk. Durch seine Architektonik hindurch erlebt er die Meister, die ihn gezeugt, die Kette der Geschlechter, über denen er emporgewachsen, ihm wird der Dom zum Denkmal von Arbeit, Blut und Geist aller Ahnen, die ihre Sehnsucht in ihn hineingebaut So erfüllt sich Jetzt-Zeit mit Geschichte und Geschichte wird — vermittelt durch die Landschaft — zu lebendiger Gegenwart.

Und was bedeutete die Gesellschaft, wäre sie allein flächenhaft und nur gegenwärtig? Wie könnte sie ihren Anspruch rechtfertigen, den Menschen zu formen, der zu ihr gehört und ihn zu verpflichten bis über den Tod hinaus, wüßte sie ihn nicht unter sich, den erfüllten Abgrund eigener Vergangenheit? Woher stammt die unerhört sichere Verankerung Seldtes, wenn nicht aus dem Bewußtsein:

„Wir Stahls sind laut unserer Familiengeschichte immer dabei gewesen, wenn in Brandenburg, Preußen, Deutschland etwas gefochten wurde. Und in den Kirchenbüchern von Dannefeld stehen Bauern die Stahl hießen verzeichnet . . . zu der Zeit, als die alte Dannefeldsche Bauernfahne für den Großen Kurfürsten von altmärkischen Frauen gestickt wurde." (Seldte: M G K, S. 78.)

Und die Leistung Jüngers rechtfertigt seinen Stolz:

„Im Lande Widukinds und Heinrichs des Löwen ist die Freiheit zu Haus . . . Daher sieht man seinen Männern noch heute an, daß sie von gutem Blute sind, und auch ich bin stolz darauf, daß

noch mein Urgroßvater als freier Bauer in der Heide saß." (Das Wäldchen 125, S. 51.)

Diese Leistung ist einfach nicht denkbar ohne jenes Erbe der Jahrhunderte, das jeden, der bereit ist, es anzutreten, zu jedem Opfer bedingungslos verpflichtet:

„Wir fühlten uns als Erben und Träger von Gedanken, die durch Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und der Erfüllung nähergetragen wurden. Ueber allem Denken und Handeln stand eine schwerste Pflicht, eine höchste Ehre und ein schimmerndes Ziel: der Tod für das Land und seine Größe." (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis S. 107.)

Dieser Bann der Tradition, der alle die ihm verfallen sind, zu einer unentrinnbaren Einheit schweißt, wirkt noch 1918. Mitten im Zusammenbruch reißt die Wucht der alten Märsche, reißt der Glanz der alten Fahnen diese wahren Erben im Opfergang zur Front:

„Herrgott, da flattern Preußens Standarten und Fahnen, die Adler mit den Kronen aus Gold, und wir marschieren hier unter ihren knatternden Schwingen in einem einzigen Takt unserer Herzen, in einem dröhnenden Schritt unseres Marsches . . ., daß wir nur eins sind, ein Schlag, ein Herz, ein Heer . . . . mit dem wehenden Atem von Preußen-Deutschlands Größe und Ruhm und Unsterblichkeit, für die wir unser Leben hingeben, unsere Sterblichkeit, die kleine winzige, hier in unseren Leibern." (Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 344.)

Blut.

In ihm ruht Leben und Wesen eines Volkes. Es ist vitale Substanz.

Einmalig und unwandelbar, ist es jenseits aller Geschichte. Doch füllt es — Gebärmasse von grenzenloser Zeugekraft — den geschichtlichen Raum eines Volkes mit immer neuen Epochen und Gestalten.

Selber von Anfang an seiend, ist es Triebkraft alles Werdenden. Selbst kein Produkt, ist sein Wesen reine Produktivität. Leb-Kraft ist es, so gierig nach immer neuer Verwirklichung, daß es sogar vernichtet, — nur um den Triumpf des Werdens desto strahlender zu zeigen. Der Tod dient seiner Zeugeleidenschaft, die sich berauscht in der Ueberwindung aller Spannungen und Widerstände, — die es doch selbst gesetzt. So gibt es dem Leben die Gesetzlichkeit: fruchtbarer Gegensatz zu sein und schöpferischer Kampf.

Im Blut hat der Lebende seine tiefste Wirklichkeit. Aus ihm wird er zu individueller Existenz entlassen, um sich — von ihm durchströmt — im Rahmen seines Volkes zu erfüllen. Zu ihm sinkt er — bewährt — zurück. Im Blut ist er seinem Volk am innigsten verbunden, da er doch weiß, daß er von jener gleichen Kraft genährt, die sich in allen Gestalten völkischer Vergangenheit auf Gegenwart dargestellt. Es ist ein neuer Volksbegriff, der sich hier Geltung verschafft. Zöberlein faßt ihn (Der Glaube an Deutschland, S. 166):

„Nicht der auf der Karte abgezirkelte Fleck Erde ist Deutschland, sondern wir Soldaten und unsere Angehörigen daheim, Weib und Mutter und Kinder. Unser Blut ist es."

Das ist entscheidend: Deutschland ist im tiefsten nichts außerhalb von einem selbst, ist nicht nur der Staat, das Land, die Erde, ist für den Deut-

schen nicht nur Gegenstand, das deutsche Volk ist nicht eine Summe von Einzelpersonen, die — für jeden Einzelnen unübersehbar — einander ferner sind als nah, Volk ist keine Summe, Volk ist vitales Prinzip, schaffende Urkraft, die jeden geformt, die jeder durch seine Adern rinnen fühlt. Darin ist das Volk, ist seine Idee und seine Geschichte jedem gegenwärtig. Blut wird so zum Medium völkischer Allverbundenheit, in dem Zeit und Raum überwunden ist. Darum kann Zöberlein sagen (Der Glaube an Deutschland, S. 166):

„Wir waren ja eigentlich nicht die von gestern und heute. Wir waren schon seit altersher. Da sind wir in unseren Ahnen die Straßen zur zur Schlacht marschiert, . . . nur in anderen Röcken und Helmen."

So ist auch der Gesang Stellrechts zu verstehen, mit dem er den großen deutschen Frühlingssturm am 21. März 1918 begleitet (Trotz allem! S. 171):

„Auferstehung! Läuten nicht alle Glocken in Deutschland Auferstehung!? . . . Die großen Münster schüttern. Ihre Glocken peitscht der Sturm . . . Der Sturm, der sie bewegt, ist unser Blut, und unser Blut ist das der Väter, das Blut, das die tausend Schlachten unseres Volkes geschlagen und das die neue Schlacht schlagen wird, kampffreudig und hingabevoll."

Idee.

Das Blut trägt sie und vermittelt ihr diesseitige Existenz. Die Bedeutung ihrer Verbundenheit zeigt Jünger:

„Nur aus dem Blute empfangen die großen Begriffe: Geschichte, Ehre, Treue, Männlichkeit, Vaterland . . . ihre lebendige Kraft." (Das Wäldchen 125, S. 229.)

Dieses geistige Prinzip eines Volkes, sein Schöpfungsgedanke, wie es Stellrecht nennt (wie das vitale Prinzip immer neuer Verwirklichung bedürftig, nur daß die Idee auf reinste Ausprägung im Stoff gerichtet ist) hebt das Volk empor zu den Sphären der Göttlichkeit:

„Der Gedanke ist immer gewesen. Ehe der Stoff wurde, war er durch die unendliche Zeit geschritten. Der Stoff formte ihn noch unvollkommen, kaum ihn ahnend in seiner reinen Größe. Der Gedanke steht immer noch wie die große, unfaßliche Seele hinter dem unvollkommenen Abbild. Das Abbild versinkt zerschlagen. Der Gedanke geht in seiner unberührten Reinheit von Jahrtausend zu Jahrtausend. Er ist Gott, und Gott ist in ihm." (Trotz allem! S. 331.)

Kraft seiner Idee erschöpft sich das Volk nicht in konkreter, irdischer Existenz. Gab das Blut die Möglichkeit der Ueberwindung seiner Verfallenheit an Raum und Zeit, so vermittelt sie über sein bloßes Da-sein hinaus völkische Transzendenz. Völkisch deswegen, weil die Göttlichkeit dieser Idee in innigster Bindung an das Volk gedacht wird, weil damit nur Gliedern dieses einen Volkes der Zugang zu diesem metaphysischen Bezirk offen steht, weil die höchste Vollendung eines Volkes, die Aufhebung seiner Transzendenz, die Verwirklichung seiner Idee in seiner realen Existenz: die Nation, das Ziel der Geschichte darstellt. Hier liegt der Grund zu einer völkischen Religiosität, die — wie gezeigt werden soll — für die Bewältigung des Weltkrieges von großer Bedeutung ist, die dem Kämpfer die Freiheit gibt, sich selbst im Dienst an dieser

Vollendung seines Volkes zu erfüllen. Die ihm die Wahl läßt zwischen der Seligkeit des Opfers und der Verzweiflung der Kreatur, und die alle Verwurzelten fortreißt zu selbstloser Todesbereitschaft. (Stellrecht: Trotz allem! S. 331.)

> „Und was können wir mehr tun, als unserem Gedanken leben, den Sinn der Schöpfung erfüllen? Und was können wir mehr tun, als sterbend mit leuchtenden Augen den Schöpfungsgedanken unseres Volkes so klar, wie ihn Gott gedacht hat, ein Stück weiter im Stoff sich erfüllen sehen?"

II. Begegnung.

Wie man dem Krieg begegnet, welche Wesen man ihm zuschreibt, wird grundlegend bestimmt durch die eigene Position. Für die Frage: War der Krieg „Wahnsinn", „sinnlose Gewalt", „Massenpsychose", „oder hatte es doch in dem großen Heere . . . Sinn für tiefere Fragestellungen gegeben . . . ." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. XII), für diese Frage Jüngers ist entscheidend die völkische Verwurzelung. Der Entwurzelte wird seine Persönlichkeit zu hoch einschätzen, um sie zu opfern für ein Ideal, das für ihn eben deshalb nicht verpflichtend ist, weil er keinen Teil daran hat. Nur wer dem Verband seines Volkes eingegliedert ist, wer sein Schicksal bedingungslos mit ihm verbunden fühlt, wem es einzig möglichen Lebensraum bedeutet, dem werden die Waffengänge, in denen es sich selbst behauptet, sinnvoll sein.

Der Krieg als Lebenskampf.

Das Volk als Lebenseinheit ist Voraussetzung dafür. Der Aufbruch 1914 gilt als Beweis völkischer Geschlossenheit:

> „Da hat es jeder gespürt, daß wir zusammengehören als ein Volk, daß es keine Klassen gibt in Wirklichkeit, daß es wunderbar ginge, wenn alle auch späterhin so zusammenhelfen würden . . . " (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 884.)

Diese Einheitsvorstellung schließt die Existenz volkssprengender Klüfte und Kräfte aus, wie sie der Klassengedanke voraussetzt. Wäre die soziale Zerklüftung Wirklichkeit, machte Gegensatz der Interessen und Tendenzen im Innern das Wesen eines Volkes aus, — wie könnten Angehörige verschiedener sozialer Schichten für einander sterben? Was könnte Zöberlein jenem Korporal antworten, der ihn — sterbend — fragt: „Sei ehrlich, Kamerad! Sag — ist's ein Schwindel?"

Nur das Bewußtsein, in unteilbarer völkischer Einheit zu stehen, in der jeder für den andern steht und fällt, verbunden zu sein durch ein großes völkisches „Wir", macht ihm seinen Trost leicht: „Wir tun's für die Unsern daheim, für Deine Frau, Deine Kinder." (Glaube an Deutschland, S. 325.)

Dieses Wir-Bewußtsein ist es, das ihn jenem Aufwiegler: „Es lebe Karl Liebknecht . . ." (S. 700), die Zähne einschlagen läßt, das ihn rasend macht als er hören muß, Deutschland sei „das Vaterland der Reichen, der Schieber" (S. 722), das ihn immer wieder predigen läßt:

> „Für uns selber machen wir das alles. Für unsere Kinder und Frauen, — daß wir selber — w i r — einmal wieder in Frieden leben können. Nicht für den Lehmann! Um u n s e r Leben geht es, um unsre Zukunft." (S. 676.)

Kraft dieses Bewußtseins ist Krieg Lebenskampf des ganzen Volkes für das ganze Volk. Er wird nicht angezettelt und geführt durch eine schmale Oberschicht von Fürsten, Adeligen oder Kapitalisten, die das Volk in die Wirbel der Trommelfeuer, in die Garben der Maschinengewehre triebe, — im Krieg bricht der Schrei des Volkes auf nach Lebensraum, nach Luft und Licht. Das braucht der Fabrikherr wie der Angestellte, der Bauer wie der Arbeiter. Daraus wächst das Symbol, in dem J. M. W e h n e r s Maler Karl Kasiske den Sturm zeichnet:

„Die mächtigen, geduckten Wellen der grauen Soldaten, die Bahn brachen durch das Feuer, und hinter ihnen die Heimat in Männern, Frauen und Kindern, die alle, von Kerkerhaft verschattet in das unendliche Licht hineinzogen, das jenseits der Kämpfer am Himmel stand." (Sieben vor Verdun, S. 99/100.)

Daraus erklärt sich die Klage Stellrechts beim Rückzug über die eroberten Felder:

„Sie wären ein Pfand gewesen für anderes Land irgendwo auf der Erde. . . . Das Pfand entschwindet uns. Die Armut kommt entgegen, die bittere Not ferner Jahre. Ein Schrei der Ungesättigten steigt ungehört in die Luft. Millionen Hände strecken sich ungestillt nach Brot. Sie strecken sich ins Nichts . . ." (Trotz allem! S. 301.)

Diesem Lebenskampf kann sich keiner entziehen, weil sich kein Glied aus dem Körper seines Volkes lösen kann, ohne die Ader zu zerreißen, die es nährt. So wird organische Verbundenheit dem Einzelnen zum Schicksal, das ihm die unbegrenzte Bewegungsfreiheit raubt, das seine Existenz mit der des Volkes unlösbar verbindet, das ihm die Teilnahme an dessen Kämpfen zu existenzieller Notwendigkeit macht. Diese Unbedingtheit des völkischen Anspruchs an den Einzelnen kraft organischer Struktur des Volkes wird nirgends so deutlich, als in der Beobachtung Schauweckers:

„Da schoß eine Zelle auf eine andere. Zwei K ö r p e r bekämpften sich. Jede ihrer Zellen nahm Teil an dem Kampf." (Aufbruch der Nation, S. 84.)

Und Jünger kennzeichnet das entsprechende psychologische Phänomen, die Aufhebung des Einzelwesens und -Willens in der Nation mit den Worten:

„. . . der Tod hatte seine Bedeutung verloren, der Wille zum Leben war auf die Nation übergegangen, das machte alle blind und achtlos gegen das persönliche Geschick." (In Stahlgewittern, S. 227.)

Diese organische Volksverbundenheit bedingt ein ganz bestimmtes Erleben des Gegners: das feindliche Volk nämlich wird genau wie das eigene als Lebenseinheit aufgefaßt, allerdings von fremder Herkunft, Rasse und von fremdem Wesen. Zahlreiche Aeußerungen stellen das Anders-sein der feindlichen Nation heraus, und nichts scheint mir bezeichnender dafür, in welche Tiefe der vitalen Sphäre diese Scheidung reicht, als die Feststellung Jüngers: Wenn die Deutschen in die feindlichen Stellungen einbrachen, so sei es ihnen vorgekommen, als stünde ein ganz fremder Geruch über diesen Gräben.

Darauf kommt es an: Es gibt hier nicht die Begegnungsebene des reinmenschlichen. Es ist nicht so, daß man — wie es der Pazifist tut (man vergleiche etwa Peter Riß: Stahlbad Anno 17, S. 30) — im Feind den M e n s c h e n sieht, nur verkleidet durch die Uniform. Menschheit ist hier Phrase, nur das Volk besitzt Wirklichkeit. Daher kann der Mensch als Mensch nicht existieren. Allein innerhalb des völkischen Verbandes gibt es für ihn Existenz. Und eben deshalb, weil für jeden diese einzige Existenzmöglichkeit in Frage steht, ist der Kampf so verzweifelt, der Haß so erbittert, erscheint der Feind nur noch als mörderisches Tier.

Krieg ist Lebenskampf der Völker, ist Kampf ums Dasein, — das bedeutet: Krieg ist N a t u r. „Naturereignis" nennt ihn Jünger (Wäldchen 125, S. X), „Naturkatastrophe" sagt Seldte (Vor und hinter den Kulissen, S. 97) in düsterer Ahnung des Zusammenbruchs. Naturhaft sind auch seine Ursachen, gleich-

gültig, ob man sie in der Natur der Welt oder des Menschen sucht. So meint Zöberlein (Der Glaube an Deutschland, S. 133):

„Diese ungleiche Erde ist's, die den Krieg heraufbeschwört unter den Menschen, die Laune der Natur, die Wüste und Fruchtbarkeit so ungleich verteilt. Und alle möchten leben auf dieser Erde . . ."

Doch es ist nur eine Ergänzung dieser Anschauung, wenn Thor Goote erklärt (Wir fahren den Tod, S. 329):

„Kriege entstehen durch tausend kleine Mißtrauen, durch tausendfache Mißgunst und Gier, durch Gekränktsein und Ueberheblichkeit. Diese Gifte konzentrieren sich nach und nach zu einem hochexplosiven Stoff, der dann vielleicht durch Zufall, vielleicht durch wohlüberdachten Plan einiger Weniger zur Explosion gebracht wird."

Er verlegt die Kriegsursachen damit nur in die seelische Natur des Menschen, in eben den Bezirk also, in dem sie auch Jünger sucht:

„Die wahren Quellen des Krieges springen tief in unsrer Brust, und alles Gräßliche, was zuzeiten die Welt überflutet, ist nur ein Spiegelbild der menschlichen Seele, im Geschehen sich offenbarend." (Kampf als inneres Erlebnis, S. 41.)

Krieg also, — darin sind sich alle Autoren trotz individueller Schattierung einig, — ist nicht: Strafgericht Gottes, bedingt durch seinen Zorn, wie es etwa einer christlich-religiösen Auffassung entspräche; Krieg ist keine historische Realität, bedingt durch die Struktur einer bestimmten Gesellschaftsordnung, wie es der Marxismus annahm, Krieg ist Natur, bedingt durch deren eigene Gesetzlichkeit.

Diese Konzeption hat zwei bedeutende Konsequenzen! Zunächst: Die Gründe des Krieges sind — wie die der Natur — nicht zu erfragen. Die Frage: warum ist Krieg, wird ebenso wenig zu beantworten sein, wie die: warum ist Natur. Daran ändert auch alle historische Erfahrung darüber nichts, wie Krieg entsteht. Thor Goote sagt (Wir fahren den Tod, S. 329):

„Er ist wie eine Sturmflut. Wir wissen wohl, wie sie entsteht, aber wir wissen nicht, warum sie entstehen muß."

Und Zöberlein deutet den Krieg in demselben Bild (Der Glaube an Deutschland, S. 357):

„Der Krieg hat ganz tiefe Ursachen. Der ist gekommen wie ein Unwetter im Hochsommer nach einem schwülen Tag. Warum ist es schwül, wissen Sie das? Warum sind da über uns die Sterne, wissen Sie das? Ebensowenig wissen wir, warum Krieg ist."

Und die Tatsache seiner Unerfragbarkeit stellt Jünger noch einmal ganz klar heraus (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 110):

„Aber schließlich wird man auf die Frage, warum Feindschaft gesetzt ist zwischen die organischen Bildungen, ebensowenig eine Antwort finden, wie auf die, warum es Masse und Bewegung oder warum es Männer und Frauen gibt."

Die Gründe des Krieges sind nicht erforschbar, — daraus folgt: der Krieg ist dem Bereich des menschlichen Zugriffs entzogen; aller guter Wille vermag nicht, ihn zu beseitigen, die Menschheit wird ihm auf ewig verfallen sein. Man höre dazu wieder Ernst Jünger:

„Der Krieg ist ebensowenig eine menschliche Einrichtung, wie

der Geschlechtstrieb; er ist ein Naturgesetz, deshalb werden wir uns niemals seinem Banne entwinden." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 37.)

Und an anderer Stelle fährt er folgerichtig fort (Das Wäldchen 125, S. 50):

„Daher sind jene Leute, die den Krieg durch kulturelle Maßnahmen abschaffen wollen, . . . lächerlich . . . Sie bilden den schon nicht mehr zeitgemäßen Nachtrupp der Aufklärung, in deren Sinn sie mit dem Intellekt über Dinge bestimmen möchten, die in viel tieferen Schichten lebendig sind."

Es hat also nach der Ansicht unserer Autoren keinen Sinn, daß man dem Krieg begegnet, indem man Völkerbünde arrangiert oder Gedichte im Namen der Menschenrechte macht, man kann dem Krieg allein begegnen, indem man ihm mit Haltung gegenübertritt. Wieder sagt es Thor Goote ganz schlicht (Wir fahren den Tod, S. 330):

„Wir können als einzelne das Weltgeschehen nicht umstoßen, aber wir können in dieser Brandungswelle so stehen, daß wir im Innern Achtung vor uns haben."

Krieg ist Natur, Krieg ist Schicksal; sich aufzubäumen ist zwecklos: es bleibt dem Menschen nichts, als Verfallenheit in Freiheit umzuwandeln, indem er sich ihm stellt. So wird der Krieg aus seinem Wesen als Natur heraus für den Kämpfer zum Ort sittlicher Bewährung, zur höchsten Probe seines Mannestums, seiner Wurzeln und seiner Ideale. Eine Bedeutung des Krieges — an dieser Stelle nur flüchtig verzeichnet — deren Wichtigkeit darin liegt, daß sie dem Krieg Sinnhaftigkeit gibt, die nicht an den Sieg gebunden ist, auf die also gerade wir Deutsche nach dem Verlust des Weltkriegs angewiesen sind.

Bewährung ist jedoch nicht die einzige Möglichkeit, die der Krieg für den Kämpfer birgt, darüber hinaus bietet er ihm Erfüllung. Erfüllung gerade in der Natur, die von Kultur und Zivilisation verdrängt, in seiner Wirklichkeit zum Ausbruch kommt. Denn „in der Schlacht gibt es keine Gesetze mehr außer den ewigen Gesetzen der Natur." (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 63.) Und „hier kann der Mensch nicht anders, als wieder ein Stück Natur werden . . . als ein Wesen aus Blut und Muskel, Kralle und Zahn." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 50.) So reißt der Krieg den Menschen um Jahrtausende zurück, schleudert ihn in jene Urlandschaft, die Kampf um Fraß und Schlaf, um Leben und Tod allein erfüllt: gibt ihm darüber hinaus Erfüllung in der Entfesselung aller Urtriebe, — von Staat und Gesellschaft ängstlich verfemt — die im Rausch der Schlacht ihre Triumphe feiern. Im Aufreißen dieser Urnatur aber besteht zugleich die historische und vitale Funktion des Krieges. Jünger sagt (Wäldchen 125, S. 176):

„Kriege müssen von Zeit zu Zeit stattfinden, in ihnen spricht sich der Wille der Natur aus, unmittelbar in die Entwicklungen der größten Lebenseinheiten der Erde einzugreifen, die sich ihrem Einfluß immer mehr zu entziehen suchen, und die Einseitigkeit einer aufs rein Wirtschaftliche gerichteten Bahn gewaltsam zu unterbrechen."

Aber nicht nur diese Ausrichtung der Kulturen auf die Natur besorgt nach der Meinung unserer Autoren der Krieg. In ihm sitzt das Leben selber über sie zu Gericht. Unerbittliches Schicksal, bricht er in seiner Naturhaftigkeit

über sie herein, zerreißt brutal ihre Befriedigung, Deckmantel so vieler vitaler Schwächlichkeit, und ruft sie auf zur Offenbarung aller gesunden Lebenskraft. Wenn es nur noch Ruinen sind, auf die er trifft, so stürzt seine Wucht sie vollends in den Staub. Wo aber noch ein Funke Lebenskraft im Volke glüht, da entfacht er ihn zu lodernder Glut. Im Frieden waren die Empfindungen nichts, „als literarische Ressentiments, Aufgüsse aus zweiter Hand, Spiegelbilder wirklicher Gefühle . . . Hier wird man zu tiefer, ungeteilter Empfindung gezwungen." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 45.) Im Mann-gegen-Mann rast würgende Angst, flammende Lust über den Menschen hin; der Taumel der Schlacht reißt ihn zurück zu ungeheurer seelischer Ursprünglichkeit. Und der Geist? — Auch er „stürzt sich wie ein Vogel Phönix in Vernichtung, Feuer und Blut, um mit leuchtendem Gefieder aufzuerstehen." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 45)

So wird der Krieg für unsere Autoren Quelle einer totalen Erneuerung, ein verjüngendes Bad für jede Kultur. So steht er im Dienst der Lebenskraft der Völker. Durchglüht, entschlackt, macht er sie frei zu neuer, fruchtbarer Erfüllung. Wie also kann man den Krieg beseitigen wollen im Namen einer Kultur, deren Bestand er doch gerade sichert? Die Gegner des Krieges im Namen der Kultur „sind die eigentlichen Schädlinge dieser Kultur. Mögen sie unsrer Jugend immer ein Gelächter sein! In der soll das Blut kreisen, frisch und erdhaft, wie der Saft im Frühlingswald, es soll männlich empfinden wie das der Vorväter, die sich aus dem Messias einen Heliand schufen, und es soll lieber stark und unbarmherzig gegen sich selbst und andere, als schwächlich und zaghaft sein". (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 51.)

Es kam schon mehrfach in den Zitaten zum Ausdruck: Krieg ist nicht nur ein Stück Natur, er ist darüber hinaus ihr Gesetz. Krieg macht das Wesen der Natur aus, Krieg stellt die Struktur des Lebens dar, Krieg ist die Gesetzlichkeit des Blutes. Man stößt zu dieser höheren Ebene vor, indem man den Krieg über die bloße Erscheinung zum Prinzip ausweitet, das allem Leben, in welcher Form es auch immer auftreten mag, zu Grunde liegt. Die Brücke schlägt die Auffassung des Krieges als Kampf um Existenz. Kennzeichnend ist die Frage Stellrechts (Trotz allem! S. 342):

> „Ist das Ringen der Bäume um Licht nicht Kampf? Der Schwächere bleibt kümmernd zurück. Ist die ewige Auslese aller Geschöpfe durch die Raubtiere nicht ein Kampf ums Dasein, der nur die Besten zur Weiterzeugung übrig läßt?"

Ueberraschend die Betrachtung Jüngers (Das Wäldchen 125, S. 64/65):

> „. . . wenn diese Wut zu leben und zu wachsen für unsere Ohren wahrnehmbar wäre, würde sich in dieser scheinbar friedlichen Stille ein Gebrüll erheben . . ., das auch die größte Schlacht der Menschen übertönen müßte."

Großartig seine Vision (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 2):

> „Hört Ihr nicht, wie er aus tausend Städten brüllt . . .? Seht Ihr nicht, wie seine Flamme aus dem Auge jedes Einzelnen glüht? Manchmal wohl schläft er, doch wenn die Erde bebt, entspritzt er kochend allen Vulkanen."

Die Produktivität des Widerspruchs ist es, die man hier neu erlebt. (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 64):

> „Aus dem Widerspruch springt jede Wahrheit und jeder Wert,

aus der geschliffenen Schärfe der Kontraste und aus den Funken, die aus den Schwertern spritzen."

Gegensatz und Zusammenprall, Spannung und Entladung, das ist für unsere Kämpfer die Struktur der Natur. Ausschlaggebend dabei ist: diese Gesetzlichkeit führt nicht zur Vernichtung, zum Chaos, sondern zu fruchtbarer Harmonie. Gegensätze und Entladungen der einzelne Lebenseinheiten dienen dem Wohle der Lebenstotalität, die sich gerade durch sie erhält. Jünger sagt es (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 106):

„Im Kampf und in der Spaltung erhält und bewährt sich eine höhere Einheit: die des Lebens selbst."

Auf das Verhältnis der Völker zur Welt angewandt, heißt das:

„. . . . in dem Willen der Völker, sich zu behaupten und zu steigen, in ihrem Wettlauf, ihren Spannungen und Gegensätzen liegt die Quelle der Leistungen, die auch der Welt als Ganzem wieder zu Gute kommen." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 178.)

Diese Ontologie gibt dem Lebenstrieb eines Volkes im Rahmen der Völkergemeinschaft Rechtfertigung, hebt ihn hinaus über bloßen Egoismus. Sie erlaubt dem Kämpfer hemmungslose Kampfleidenschaft, weil er immer das Bewußtsein besitzt, im Dienste sinnvoller Lebensordnung, nicht aber des Chaos zu kämpfen, — eine Tatsache, die seine Verantwortung erheblich zu Gunsten seiner Kampfkraft mindert. Sie vermittelt aber zugleich Verbundenheit des Kämpfers mit seinem Gegner, sie liefert den Grund zu einer Ueberwindung der Fronten, zu einer Internationale aller Krieger, die jedoch ganz anders geartet ist, als die der Pazifisten. Wieder ist Jünger ihr berufener Sprecher (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 64):

„Wir schaffen an einem Werk, und unsere gemeinsame Werkstatt ist die Schlacht."

Und von hier aus offenbart sich die Wahrheit seines geheimnisvollen Spruches (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 106):

„Wer es versteht, der bejaht sich selbst und den Feind, der lebt im Ganzen und in den Teilen zugleich."

Diese Funktion des Krieges zur Erhaltung und Förderung jeglichen Lebens gibt — für unsere Autoren — beiden Fronten höchsten Sinn und höchste Weihe. Hebt sie auf trotz aller Irrtümer, Qualen, Ungerechtigkeiten, die auf beiden Seiten bestehen, in einer höchsten Einheit, im Wesen des Lebens, in Gott selbst:

„Mag der Flieger des Barbusse tief unter sich zwei gerüstete Heere zu einem Gott um Sieg ihrer gerechten Sache beten sehen, so heftet sicher eines, wahrscheinlich beide einen Irrtum an seine Fahnen; und doch wird Gott beide zugleich in seinem Wesen umfassen." (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 110.)

Die Struktur der Natur ist die der Geschichte. In dieser Unterworfenheit unter gleiches Gesetz sind beide aufs engste vereint. Wie unabänderlich diese Gesetzlichkeit der Geschichte ist, zeigt wieder Jünger (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 103):

„Vor diesem motorischen Rhythmus aus Spannung und Tat müssen alle warnenden Stimmen von der Suttner bis zu Kant wie ein kindliches Gemurmel vergehen. Das Blut hat seine eigenen unabänderlichen Gesetze, vor denen alle Erfahrung versinkt."

Die willige Hingabe an diese Gesetzlichkeit vermittelt eine seltene Geborgenheit, ein beruhigendes Wissen um sichere, sinnvolle Führung. Das tritt in Aussprüchen Jüngers zutage (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 61):

„Die Geschichte hat eine große Vernunft, sie kommt auch ohne unsre kleine aus."

„Wir brauchen über unsere Pflichten nicht zu grübeln, für uns und aus uns denkt das Schicksal selbst."

„Vernunft" und „Schicksal" bedeutet hier nichts anderes als jene Lebensgesetzlichkeit, jener Rhythmus aus Spannung und Tat.

Erlebt wurde diese irrationale Führung niemals so eindringlich wie unmittelbar nach dem Kriege. Die Haltung, die Ernst von Salomon, die jene Jugend — nach dem Sturz ihrer Ideale ohne Weg, ohne Ziel, ohne rationale Forderung — einnimmt, ihr Lauschen nicht nach einer neuen Theorie, sondern nach einem neuen Impuls aus der Tiefe der Geschichte, ihre Hingabe an jede Bewegung, an jede Kraft, die ihr Spannung oder Tat zu zeugen schien, — sie wird allein erklärt aus dem Bewußtsein, von dieser vitalen Vernunft geführt zu werden, aus dem Glauben, nur die ersten Erschütterungen jenes Rhythmus wahrnehmen zu müssen, um sich — mitschwingend — in seiner Wucht zu erfüllen.

Diese grundsätzlichen Ausführungen erklären die häufigen Bezeichnungen des Krieges als „Zeugungsstätte", „Schmelztiegel", „Saatzeit" ohne weiteres. Das Wort Heraklits vom Krieg als dem „Vater aller Dinge", vom Jünger gebraucht (In Stahlgewittern, S. XI; Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 2), von Seldte seinen drei Bänden Kriegserinnerungen vorangestellt, ist ihre unmittelbare Konsequenz. Nur seine Bedeutung für die Geschichte ist noch nicht erschöpft. Jünger formuliert sie (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 1):

„Der Krieg ist es, der die Menschen und ihre Zeit zu dem macht, was sie sind."

Das heißt: im Krieg, als Moment jenes motorischen Rhythmus aus Spannung und Tat, fügen sich die Fundamente, auf denen sich die folgende Epoche erheben wird. Die Gestalt des Menschen, die Struktur seiner Gemeinschaft, die Form seines Staates, der Stil seiner Kunstwerke, schließlich die Ar seiner Ideen, — kurz der gesamte menschliche Kosmos erhält seine Prägung durch den Krieg. Hier wird der Grundriß einer geschichtsphilosophischen Konstruktion deutlich, die, noch lange nicht ausgebaut, sich vorläufig Bahn bricht in so ungestümen Aeußerungen wie in denen Salomons (Die Stadt, S. 172):

„Die Revolution schafft die Ideen, der Krieg ist der Vater aller Dinge, der Bürgerkrieg die Mutter. Ich habe nicht Zeit, auf Ideen zu warten."

Trotzdem ist diese Erkenntnis entscheidend für die Haltung, die jene drangvolle Nachkriegsjugend zur Wirklichkeit einnimmt: Der geistige Impuls, die Idee ist zu innig mit der Wallung des Blutes verbunden, als daß man sich in die Studierstube setzen könnte, um auf sie zu „warten". Nicht dem Stubenhocker, — dem Kämpfer offenbart sie sich, weil er durchschüttert ist von jenem Rhythmus, dessen Wucht nur im Kampfe zu erfahren ist, ganz gleich, ob er in Flandern, im Baltikum oder im Wedding tobt. Charakteristisch die Aeußerung von Salomons (Die Geächteten, S. 69):

„Im Angriff . . . hofften wir die wahren Werte der Welt in uns zu erfahren."

Das bedeutet: seelisches Erleben, nicht rationale Analyse, vermittelt neue Welt- und Gotterkenntnis, weil nur in ihm die Fruchtbarkeit des Blutes wirkt, weil nur es das Medium ist, in dem der aufbrechenden Wirklichkeit, ihrer Forderung und ihrem Gehalt am innigsten zu begegnen ist. Und weil aus dem inneren Erleben heraus der Mensch im Vollzuge historischer Gesetzlichkeit die äußere Welt gestaltet. Diese Fruchtbarkeit verleiht für Jünger dem Kampf als innerem Erlebnis seine Bedeutung. Sie ist aber zugleich der Grund für die Feindschaft, die man gegen jede abstrakte Geistigkeit empfindet (von Salomon: Die Stadt, S. 153.)

> „Da haben die klugen Leute mit ihrem Geist zwölf Jahre lang den ganzen Apparat in den Händen gehabt, da haben sie geredet und geschrieben und getüftelt . . . und wo sind sie mit ihrem ganzen Geist gelandet? — Im Dreck."

So wird hier die Erfahrung seines politischen Bankrotts zur Ursache für die Befehdung jenes „Geistes".

Daß Krieg „Zeugungsstätte" sei, äußert sich schon in den Frontschilderungen unsrer Autoren. Zunächst sei wieder Peter Riß angeführt (Stahlbad Anno 17, S. 372), um deutlich zu machen, daß ihre Sicht alles andere ist als selbstverständlich und daß es auch hier geistiger und seelischer Voraussetzungen bedurfte, um sie herauszustellen. Für Peter Riß ist das Frontgebiet:

> „. . . vergiftetes, verseuchtes, eisenzermartertes, blutschwammiges Land, darin wir, eine entsetzlich verhetzte und verfluchte Generation mit zerstörten Lungen und zerkrampften Herzen und Eingeweiden nach Luft, nach endlich reiner Luft . . . hungern . . ."

Demgegenüber Schauwecker (Aufbruch der Nation, S. 185):

> „In der Abenddämmerung funkelte und flammte die Front über dem unaufhörlichen Baß des Artilleriefeuers. Wie eine gewundene Reihe feuriger und phantastischer Blumen stand der kolossale Bogen aus Leuchtkugeln und Schüssen da. Ein sichtbar wucherndes Beet glühender Orchideen wand und wühlte sich da in einer kosmischen Treibhaushitze durcheinander, rastlos aufschießend aus einem übersättigten Nährboden, in einer Atmosphäre von ungeheuerlicher Fruchtbarkeit im Nu sich entfaltend . . ."

Ich glaube, es ist kein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen dieser Landschaft des Todes bei Riß und der des üppigsten Lebens bei Schauwecker. Entscheidend für die Sicht unserer Autoren ist wieder völkische Verwurzelung und völkische Metaphysik. Nur ihr erscheint die Schlacht als „kosmischer Vorgang", als „glühendes Werden und Vergehen", (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 209.) als „Orgie des Lebens" (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 129), nur sie erlaubt dionysische Freude am Chaos, an rasender Anarchie, an Aufbruch und Weltuntergang: deshalb weil sie diese Vernichtung trächtig und zeugkräftig schauen läßt, weil ihr diese klirrenden Wirbel zugleich Geburtswehen sind einer neuen, kraftfunkelnden Zeit. Diese Sicht aber ist deshalb so wichtig, weil sie dem Verwurzelten die Möglichkeit gibt, ein Trommelfeuer seelisch zu überstehen, vor dem der Volk-fremde zusammenbrechen könnte.

Man muß sich immer wieder die Umdeutung klarmachen, die der Krieg damit im Vergleich zur pazifistischen Literatur erfahren hat und die notwendige Voraussetzung ist zu seiner Bewältigung. Ein Mensch, der — wie Johannsen (Vier von der Infanterie, S. 99) — das Bewußtsein hat: „Der ganze Betrieb,

die ganze wundervolle Organisation, die ungeheuren Kräfte, das Meer von Leiden, nur in dem Dienst der Zerstörung . . .", k a n n den Krieg nicht bestehen. Jünger sagt mit Recht (Das Wäldchen 125, S. 26):

„. . . ganz unerträglich wäre es, wenn wir nicht ahnten, daß sich hinter der Vernichtung neues Leben drängt."

Aber man ahnt es nicht nur, — man ist vollkommen von dieser Gewißheit erfüllt, die einem stärkt und erhält: Krieg ist nicht sinnlose Vernichtung, ist kein mörderisches Materialgemetzel, er ist Quelle neuen Lebens, neuer sinnerfüllter Wirklichkeit. Zöberlein sagt es (Der Glaube an Deutschland, S. 578):

„Ein solches Erleben macht groß, stark — gewaltig, daß man in solchen Minuten ahnt, wie der Schöpfergeist umwühlend über die Welten geht und dabei unkennbar leise seinen feinen Samen in die brechende Erde streut."

Was wird aus dem Tod vor dieser Gewißheit? Auf dem Schlachtfeld wird ja „durch Sterben gezeugt . . ., gezeugt durch Kampf und Untergang!" (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 63.) Tod bedeutet hier also Lebensanfang, Untergang bedeutet Aufgang, — welch erlösende Paradoxie!

„Hinter uns, im Osten versunken, liegt das Land, dessen Willen zum Leben in unserem Willen zum Sterben verkörpert ist . . . ." (Das Wäldchen 125, S. 14.)

Sterben heißt also hier dem Leben dienen. Kann es einen beglückenderen Sinn, einen höheren Wert erhalten? Das ist Evangelium, frohe Botschaft für alle toten Kämpfer. (Jünger: In Stahlgewittern, S. XI):

„Ihr seid nicht umsonst gefallen . . . Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Kameraden, euer Wert ist unvergänglich."

So ist mit der Verwurzelung die Art der Begegnung und mit ihr die Möglichkeit einer Bewältigung des Krieges gegeben.

Der Krieg als Machtkampf.

Das Volk erschöpft sich nicht in haushälterischer Sorge um seinen Bestand. Der Wille zum Leben steigert sich ihm, dem Leben, als Rhythmus aus Spannung und Tat, immer neue Unterwerfung bedeutet, zum Willen zur Macht. Jünger ist es in erster Linie, der diesen Gesichtspunkt betont. Der Trieb zur Herrschaft liegt, wie er sagt, dem Volke schon im Blut (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 66):

„Den Drang ins Weite und Grenzenlose, wir tragen ihn als unser germanisches Erbteil im Blut, und wir hoffen, daß er sich dereinst zu einem Imperialismus gestalten wird, der sich nicht wie jener kümmerliche von gestern auf einige Vorrechte, Grenzprovinzen und Südseeinseln richtet, sondern der wirklich aufs Ganze geht."

An diesem überwältigenden Willen zur Herrschaft werden auch Rückschläge nichts ändern können (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 178):

„Der wirkliche Kern unseres Volkes wird, auch wenn wir besiegt werden sollten, die Ueberzeugung nicht fahren lassen, daß es um eine Welt nur gut stehen kann, in der wir die ersten sind."

Dieser Machtanspruch kann nicht ins Blaue hinein erhoben werden. Er muß sich rechtfertigen in der gewaltigsten Prüfung, die die Erde kennt. Der

Krieg, in dem sich die Berufung eines Volkes zur Weltherrschaft erweist, ist nicht nur militärische Kraftprobe. Hier entscheidet nicht nur militärische Tüchtigkeit, Stärke der Rüstungsindustrie etc. Nein, Intelligenz, seelische Kraft, Sittlichkeit, Technik, soziale Ordnung, Kultur — all das wird mit auf die Wage geworfen und ist ausschlaggebend für Sieg oder Niederlage. Der Krieg als Totalentscheidung, das ist die Perspektive ,die sich von hier ergibt, und die wesentlich ist für die Frage, ob man ihn bejahen oder verneinen soll. Eines ist klar: hätte einer dieser Kämpfer geglaubt, der Krieg entschiede nur über Kohlenbecken und Privatprofite, so hätte sich keiner von ihnen dafür eingesetzt. Ihr Kampf war getragen von dem Bewußtsein: der Krieg geht „um letzte Dinge".

> „Woher hätten wir sonst wohl die Kraft zu einer Leistung geschöpft, die unerklärlich scheint?" (Jünger: Das Wäldchen 125, S. IX.)

Im Krieg geht es also zunächst darum, ob die Verwurzelung im Volk noch so wirksam ist, daß sie auf die Losung: Volkskrieg! „die Massen losschlagen läßt wie ein Mann, fast ohne daß sie wissen warum, während sie doch von dem tiefen Bewußtsein eines natürlichen und ganz unwiderstehlichen Rechtes durchdrungen sind" (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 30). Darin also beweist sich ihre Wirkkraft, daß sie jede rationale Begründung und Rechtfertigung einer Aktion im Dienste des Volkes unnötig macht, daß sie dem Volk so großes Vertrauen zu sich und seiner Sendung einflößt, daß es selbst eine konkrete Zielsetzung entbehren kann, daß sie dem Volk die kriegerische Erfüllung dieser Sendung zu wesens- und rechtsgemäßem Vorgang macht.

Im Krieg wird weiter das Werkzeug einer Nation „geprüft und gewogen, die Leistungsfähigkeit von Wissenschaft und Industrie . . ." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 22.) Dies ist besonders wichtig deshalb, weil „der Wille zur Größe und zur Herrschaft im stählernen Werkzeug auf seine wirksamste Formel gebracht" ist (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 84). Hier wird außerdem auf Grund der Disziplin der Masse und der Fähigkeit der Führung zur großen und kühnen Organisation, ein einwandfreies Zeugnis über die Eignung zur Staatenbildung ausgestellt. Und endlich — hier zeigt sich. „ob eine Kultur noch so viel Zukunft und innere Werbungskraft im Schoße trägt, daß sie hunderttausend hochintelligente und eisenharte junge Männer findet, denen alle Freuden des Lebens noch offen stehen und denen doch, mitten in der furchtbaren Einsamkeit der Schlacht, die Vernichtung ihrer Persönlichkeit der großen Idee gegenüber als etwas Geringfügiges erscheint." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 22.) Dieser unbedingte Einsatz jedes Einzelnen, diese Bereitschaft, „die große Frage des Schicksals nach den höchsten Werten durch das Aufgeben des eigenen Lebens zu bejahen," (Jünger: Das Wäldchen 125, S. IIX) ist der höchste Beweis, den ein Volk für seine Berufung zur Herrschaft erbringen kann.

Diese Frage aber ist in jeder kleinsten Kampfhandlung neu gestellt. Darum ist keine von ihnen nach der Meinung unserer Autoren — ob sie strategische Bedeutung besitzt oder nicht — umsonst gewesen, und keiner, der in ihnen sein Leben gab, ist umsonst gefallen. Unter diesem Gesichtspunkt gilt der Ausspruch Jüngers:

> „Tausende fielen um einen Acker, ein Grabenstück, ein Wäldchen oder ein Dorf — mit Recht . . ." (Das Wäldchen 125, S. IIX).

Diese bedingungslose Ausgerichtetheit auf Sieg im Kampf um die Macht führt auf der anderen Seite zur Verleugnung jeder Rücksicht:

„Heute heißt es töten, und es ist kein Zweifel, daß wir töten werden; gut, mitleidslos und nach allen Regeln der Kunst." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 239).

In jedem Falle ist der Mensch — ob Freund oder Feind — diesem Siegeswillen unterworfen. Der Sieg wiegt auf:

„Verwüstung! Geschändete Erde, zerstückelte Leiber . . . Rinnendes Blut über rasenden Schmerzen. (Stellrecht: Trotz allem! S. 66.)

All das b r i c h t diesen Willen nicht. Denn:

„Das stolze und unbestreitbare Recht des Siegers, die Geschicke einer Welt zu bestimmen, ist für eine Rasse, die in sich die unzweifelhafte Berufung dazu fühlt, eine so berauschende Aussicht, daß alles andere dagegen nichtig erscheinen muß . . . Wo das Größte erkämpft werden soll, da ist es billig, daß das Schwerste überwunden werden muß." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 141.)

Dem Willen zum Sieg dient die Erhaltung der Kampfkraft. Seldte läßt noch in einer Gefechtspause Entfernungen schätzen. (M G K, Seite 210.) Ihr dient der Humor, der über alle schlechten — und daher für den Kampf schädlichen — Stimmungen hinweghelfen soll. Ihr dient das Essen, das in Bedacht auf Förderung der körperlichen Kampftüchtigkeit zu sich genommen wird (Beispiele bietet Seldte genug). Ihr dient schließlich die Institution des Militarismus.

Eines ist wichtig: die Tatsache, daß hier der Militarismus bejaht wird, ist nicht darauf zurückzuführen, daß etwa hier jene Leute redeten, die auf dem Kasernenhof kommandieren durften, und daß in der ablehnenden pazifistischen Literatur die gerechtfertigten Klagen derer durchgebrochen seien, die diese Kommandos zu ertragen hatten. Es ist auch nicht so, daß das Ideal unserer Autoren der gedrillte Massenmensch wäre, während sich die andern für das freie Individuum begeisterten. Die Persönlichkeit ist — wie noch zu zeigen sein wird — ein Begriff, den man hier sehr gut kennt und in dessen Verwirklichung die höchste Vollendung des Menschen gesehen wird. Entscheidend für die Beurteilung des Militarismus ist vielmehr wieder die Verwurzelung. Entscheidend dafür ist, ob sich der Einzelne durch seine Existenz im Volk den Forderungen, die der völkische Herrschaftswille an ihn richtet, so verpflichtet fühlt, daß er Leiden, Strapazen und darüber hinaus die Einfügung in den militaristischen Machtapparat auf Kosten seiner privaten Freiheit auf sich zu nehmen gewillt ist. Entscheidend ist weiterhin, ob dem Einzelnen in jedem Augenblick seiner Ausbildung die Ziele und Ideale gegenwärtig sind, deren Verwirklichung der Militarismus dient, ob ihm also der höhere Sinn und Zweck dieses oft so sinnlos scheinenden Apparates offenkundig ist. Man glaube nicht, daß die Härten des Militarismus hier nicht gesehen seien. „Schinder" gibt es auch hier:

„Von den Vorgesetzten gehören viele zum Untermenschentum, das seinen Klassenhaß an den Gymnasiasten-Rekruten kühlt. (Stellrecht: Trotz allem! S. 5.)

Die Leiden des Rekruten werden auch hier verzeichnet:

„Sie langes Scheißhauslattenstück! — Sie brauchen die Nas' nicht so in die Luft zu strecken!" —

„Zum Tor runter, marsch, marsch! — Zurück, marsch marsch! Wollen Sie laufen! Unteroffizier, — notieren Sie den Mann!"

„Was erlauben Sie sich, Sie Rekrut! — Rekrut sind Sie, ein Saurekrut, wissen Sie das!" (Stellrecht: Trotz allem! S. 9—12.)

Doch all das erschüttert nicht, all das verleidet nicht zum antimilitaristischen Haßgesang, — über alle Leiden tröstet die Erkenntnis:

„Drill ist . . . nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck." (Thor Goote: Wir fahren den Tod, S. 149.)

Dieser höchste Zweck aber, Krieg und Sieg des Volkes, wird so glühend bejaht, daß alle Mittel, die seiner Verwirklichung dienen, gerechtfertigt erscheinen. Von allen Zweifeln über die Berechtigung des Militarismus erlöst Stellrecht so die Erkenntnis (Trotz allem! S. 129):

„Das deutsche Heer ist garnicht auf die flackernde Flamme des Elan, des Mutes erzogen, sondern auf die Unerbittlichkeit des Wortes Pflicht! Pflichterfüllung bis ins kleinste, bis zur sauberen Kinnkette, bis zur richtig gebundenen Halsbinde. Pflichterfüllung bis zum letzten Hosenknopf!"

Und diese „Pflichterfüllung, die mit dem Krückstock eingetrieben wurde", „die Pflichterfüllung im kleinen, im Schuhputzen, im Pferdeputzen, macht die Pflichterfüllung im großen zur Selbstverständlichkeit . . . An den Kleinigkeiten hängt der Erfolg, hängt Sieg und Niederlage." (Stellrecht: Trotz allem! S. 129).

Die Entscheidung des Kampfes um die Macht hat zugleich juristische Gültigkeit. Der Krieg wird so zu Gericht und Urteilsspruch. Für Jünger ist er „eine Art Gottesurteil". (Das Wäldchen 125, S. 174.) In ihm „wird Gerichtstag gehalten. Die Menschheit stellt sich einem großen gerechten Urteilsspruch, an dem sich nichts drehen und nichts deuteln läßt." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 88.) Es ist ein neuer Rechtsbegriff, der sich von hier aus ergibt. Sein Grundsatz lautet: Rechtentscheidung ist Machtentscheidung, es gibt kein Recht außer der eigenen Mächtigkeit. Eine völkerrechtliche Entscheidung in diesem Sinne stützt sich also nicht auf formalen Rechtsanspruch, sondern auf den stärkeren und tiefer gefühlten Willen zur Macht:

„Sonst wäre ja die Blutprobe des Krieges ohne jeden Sinn, alle Streitfälle ließen sich vorher rein intellektuell und sicher bedeutend billiger schlichten." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 30.)

Nachdem das Grundsätzliche gesagt ist, sei noch die Bedeutung des Krieges als Machtkampf für Erlebnis und Sicht des Einzelnen aufgezeigt. Nur er vermittelt solche Hochgefühle nationaler Mächtigkeit, wie sie Zöberlein kennt (Der Glaube an Deutschland, S. 472):

„Hier marschiert das deutsche Heer in seiner höchsten Vollendung, die es je erreicht hat. Aus den Augen blitzt jener furchtbare Geist, der . . . nur unsere Rasse beseelt . . . Morgen wird es durch die Drähte über die ganze Erde hinzittern und in Wellen durch den Aether vibrieren: Deutschland greift an und durchbricht die Westfront. Und die ganze Welt wird erschrecken bis ins Innerste, die ganze Welt — vor dem einen Volk." (S. 474.)

Auf der Deutung des Krieges als Machtkampf beruht die energetische Deutung der Front. Ihre Kraftgeladenheit kommt in einer Aeußerung Seldtes zum Ausdruck (Dauerfeuer, S. 143):

„ . . . die flache, stille, tote Landschaft barg unzählbare und unschätzbare Kräfte in sich."

An anderer Stelle scheint sie ihm „wie ein ewiges, starkes Pumpwerk" (Dauerfeuer, S. 294), und Jünger gebraucht ein ganz ähnliches Bild:

„Das moderne Schlachtfeld gleicht einer ungeheueren, ruhenden Maschinerie." (In Stahlgewittern, S. 107.)

Besonders das Artilleriefeuer wird in diesem Zusammnehang als Aeußerung eines ungeheueren Willens, einer schier unfaßbaren Macht aufgefaßt. Man vergleiche Stellrecht (Trotz allem! S. 62):

„Mit schwerem Rauschen wie mächtiger Wind, wie rasende Lokomotiven rasseln schwere Geschosse über die Berge, eines das andere nach sich ziehend, daß die Brust schwillt vor der Kraft unserer Geschütze."

Oder Zöberlein (Der Glaube an Deutschland, S. 479):

„Das grollt und brüllt und zittert und dröhnt wie tausend Gewitter zusammen. Das ist übermächtig, übernatürlich, übermenschlich und unfaßbar — — — und das sind w i r, w i r!"

Und Jünger stößt ekstatisch über diese Begeisterung hinaus (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 124):

„Ja, wir sind besessen, besessen von dem überwältigenden Willen, der sich in dieser Feuerlandschaft offenbart . . ."

„Es gibt nur noch ein wirbelndes System von Kraft, in das Landschaft und Menschen funktional einbezogen sind." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 132.)

Das Bewußtsein, im Machtkampf zu stehen, vermittelt dem Kämpfer ein ganz bestimmtes Erlebnis der Landschaft. Die Verpflichtung gegenüber diesem Kampf verwehrt ihm, sie unter rein ästhetischem Gesichtspunkt zu betrachten. Restlos in die Kampfhandlung eingefügt, vermag er Landschaft — als Ort dieses Kampfes — eben nur noch in Beziehung zu ihm zu sehen. Landschaft aber, in Bezug gesetzt zu Kampf, wird Gelände. Sie wird s t r a t e g i s c h, nicht mehr ästhetisch gewürdigt. Ein Beispiel aus Seldtes M G K (S. 48):

„Genau westlich vom jetzigen Quartier von Süden nach Norden fließt parallel der Eisenbahnlinie Tirlemont-Diest der Geetebach. In diesem Geeteabschnitt sollen die belgischen Truppen aufmarschiert sein, um den deutschen Angriff zu erwarten."

In die Augen fällt sofort die genaue Richtungs- und Ortsangabe. Sie dient der Orientierung, Voraussetzung jeder Kampfhandlung. Und eben dieser Orientierung zum Zwecke des Kampfes dient jeder fixierbare Punkt der Landschaft. Das ist kennzeichnend: in allen Fällen werden die Gegenstände der Landschaft ihres landschaftlichen Eigenwertes beraubt. Sie erhalten neue Bedeutung als Markierung eigener oder feindlicher Position, als Stütz- oder Angriffspunkte. Man bewundert sie nicht mehr, sondern man wertet sie im Hinblick auf Deckung, Sicht, Rückzugs- oder Angriffsmöglichkeit. Wie sehr diese strategische Sicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, wie bewußt man Gelände wieder in Landschaft zurücksehen muß, zeigt nichts so sehr als die kurze Notiz Seldtes (M G K, S. 57):

„Das Gelände war landschaftlich sehr hübsch."

Bauart der Gräben, Tiefe der Stollen, eine Fülle strategischer, technischer, organisatorischer Einzelheiten erhalten von hier aus Bedeutung. Fachmänni-

sches Interesse ist für diese Schilderungen nicht der letzte Grund, denn gerade dieses militärische Fach erhält ja seine Bedeutung erst durch die Funktion, die es für das Volk und seinen Kampf besitzt. Der Bedeutung dieses Volkskampfes für den völkischen Kämpfer und Autor entspricht es, wenn er sein persönliches Erlebnis in den historischen Zusammenhang einzuordnen versucht. Das Verzeichnen der Ortsnamen, der Marschbewegung, das Eingliedern seiner Gruppe in größere Kampfeinheiten und deren Aktion (man vergleiche Seldte) findet hier seinen Grund. Die gemeinsame Verbundenheit im Willen zum Sieg macht auch die Kampfhandlung einer Gruppe wichtig, der man nicht selbst angehört. Der Rahmen der Schilderung wird so geweitet über den unmittelbaren Lebenskreis des Autoren hinaus und umfaßt möglichst die Kampfeinheit, in der man steht. Welches Mittel man dazu anwendet, ist gleichgültig. Ob man — wie es Wehner tut — durch eine Mehrzahl von Helden, von denen jeder ein Stück Kampfgeschehen vermittelt, die Aktion „Verdun" wiedergibt, oder ob man — wie Seldte — von Zeit zu Zeit Bericht erstattet über die allgemeine Lage, — immer ist der Zweck der gleiche: der Einzelne soll aus seiner Isolierung herausgerissen werden, er soll nicht verharren in der Beschränktheit des eigenen Raumes und der eigenen Bedürfnisse. Sein Horizont und seine Verpflichtung soll nicht — wie es bei Remarque der Fall ist — auf die Gruppe als unmittelbaren Lebenskreis beschränkt sein, — nein, die Front als Ort schicksalhafter Entscheidung für die ganze Nation soll ihm gegenwärtig sein, und aus ihrer Gegenwart soll er — alle persönlichen Bedürfnisse unterordnend — seine Verpflichtung, seine Kraft und seine Kampffreudigkeit ziehen.

Der Krieg als Kampf der Idee.

Die Macht des Volkes ist nicht Selbstzweck. Sie dient der Verwirklichung der völkischen Idee. Diese ist der höchste Zweck jedes Kampfes. Die Kämpfer Schauweckers sind sich dessen bewußt (Aufbruch der Nation, S.227):

> „. . . sie fühlten es so deutlich, sie waren so blutend von Kopf bis Fuß damit erfüllt, daß sie nicht etwa nur die Grenzen des Raumes allein verteidigten, sondern daß sie um einen inneren Bestand des Reiches kämpften."

Dieser innere Bestand ist nichts anderes, als die bereits erreichte Stufe ideeller Verwirklichung. Daß die Idee aber nicht nur Gegenstand des Kampfes ist, sondern Faktor, dessen Aktivität einfach entscheidet, geht Jünger bei der Beobachtung des Artilleriefeuers auf. In diesem Zusammenhang ist ihm das Feuer: Offenbarung der Wirkkraft völkischer Idee, die sich den Machtapparat, das technische Arsenal ihres Volkes unterwirft, Beweis ihrer höchsten aktiven Realität (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 158):

> „Wer das beobachtet und für sein ganzes Leben nicht von der Idee den Begriff des höchsten und tätigsten Faktors der Wirklichkeit als Gewinn nach Hause nimmt, der ist ein verlorener Mensch."

Man muß die Wandlung bemerken, die jene herkömmliche Deutung des Krieges damit erfährt. Das Wort vom „Materialkrieg" hat unter diesem Gesichtspunkt seine volle Gültigkeit verloren. Es sind nicht Materialmassen, die hier gegeneinander stehen. Selbst wenn es dem oberflächlichen Beobachter so scheinen könnte. Die Perspektive, die Beumelburg gibt (Sperrfeuer um Deutschland, S. 366):

„Das Material erstickte alles . . . Vorn war die Einöde, der tote Raum . . . Auf beiden Seiten raste das Chaos, blindwütig, sinnlos, ungestalt und nicht mehr hemmbar",

wird überwunden durch die neue Sicht, die sich im Ausruf Stellrechts Bahn bricht (Trotz allem! S. 331):

„Wo ist größere Torheit, als zu glauben, hier kämpfe Materie gegen Materie. Es kämpft immer ein Gedanke gegen den andern, oder ein Gedanke gegen Materie. Und der Kampfplatz, das Mittel zum Kämpfen ist die Materie."

Die chaotische Herrschaft des Materials wird hier gestürzt. Das Material wird — degradiert zum Kampfmittel — einem geistigen Prinzip unterstellt. So wird der Gedanke des Krieges als Kampf der Idee benutzt, um die Deutung als Materialkrieg zu erschüttern und eine neue Perspektive zu eröffnen, die für jeden Kämpfer deshalb so trostreich sein muß, weil sie ihn von der Verfallenheit an das Chaos erlöst.

Der Gedanke „Kampf der Idee" gibt dem Krieg zugleich neuen Grund und neuen Sinn von nicht minder starker Trostkraft. Beide erfaßt der sterbende Feldwebel Zöberleins in symbolhafter Rede (Der Glaube an Deutschland, S. 523):

„Das Dunkle brennt, aber das Lichte ist gut . . . Wo man hinkommt, muß man Licht machen . . . Weil das Licht gut tut. — Und das Licht ist nur bei uns. Das wollen sie uns nehmen, deswegen ist Krieg. Deswegen, du dummer Junge . . . Wenn wir das Licht verlieren, wird es finster auf der Welt, begreifst du das? . . . Dann brauchst Du nicht mehr zu fragen, warum?"

Gerade bei diesem Zitat sei noch einmal darauf hingewiesen, wie hier Erkenntnis aus dem Erlebnis gewonnen wird. Es ist ja kein Zufall, daß der Sterbende in Bildern redet. Die rationale Analyse mündet in den Begriff, das Erlebnis aber sucht Ausdruck in Bild und Gestalt. Es besitzt immer neuen Reiz, diese beiden so verschieden gearteten und gelagerten Quellen menschlichen Erkennens zu vergleichen, doch stets wird man bemerken müssen, wie unfruchtbar es ist, ihre Ergebnisse gegeneinander auszuspielen. Gewiß, es wird dem Neutralen leicht sein, gegen diese Begründung des Krieges rationale Argumente anzuführen; ausgeschlossen aber ist es, den Sterbenden und mit ihm alle vom gleichen Erlebnis Ergriffenen von der Beweiskraft dieser Argumente zu überzeugen. Daß Deutschland allein das Licht der Welt trage, ist ein Glaubenssatz. Der jenseits der Grenze Stehende wird ihn als unbeherrschte Behauptung nehmen und darüber lächeln. Dem deutschen Kämpfer aber, der sein Leben für ihn gab, ist er heilige Gewißheit. So ist es von tiefer Bedeutung, daß diese Wahrheit hier der Sterbende verkündet. Die Frage, die er damit stellt, ist die: sollte der Opfertod von Millionen einer Sache nicht höhere Wirklichkeit verleihen, als ein sauber geführter Beweis?

Der Glaube: „das Licht ist nur bei uns" findet sich nicht nur bei Zöberlein. Die Ausschließlichkeit des deutschen Anspruches auf göttliche Bindung und Berufung wird von Friedrich Wilhelm Heinz noch nach dem Kriege behauptet (Sprengstoff, S. 50):

„Deutschland als Ganzes sei für mich immer und ewig nur das unmittelbare Werkzeug Gottes gegen seine und unsere Feinde . . ."

Und in Uebersteigerung des englischen Anspruches, „ god's elekted people" zu sein, fährt er fort:

„. . . ja, ich sähe in Deutschland das eigentliche Reich Gottes auf Erden . . ."

Das Erstaunen des Neutralen über diesen Anspruch ist unwesentlich gegenüber der Gottesnähe und dem Missionsbewußtsein, das dieser Gedanke dem deutschen Kämpfer gibt: Die Verwirklichung der göttlichen Idee im eigenen Volk. Hier ist der höchste Anspruch formuliert, den ein Volk überhaupt erheben kann. Seine Erhabenheit aber gilt zugleich als Rechtfertigung für alle Opfer, die es ihm bringt. Er macht den unbedingten Einsatz der Einzelnen für die Idee „als ihre vergänglichen Träger ihr die blutige Gasse zu brechen" leicht. (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 88.) Er bewirkt, daß die Definition, die Jünger für das Soldat-sein gibt: „Aufgabe der Persönlichkeit für eine Idee" (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 110) nicht nur Theorie geblieben ist.

Die unmittelbare Bindung an Gott befreit den Einzelnen von dem „Elend erdgefesselter Kreatur, die über das Stoffliche nicht hinausfinden kann". Sie gibt ihm überhaupt die Kraft, „über dem eigenen Leid den großen Kampf seines Volkes noch zu sehen und zu erkennen . . . den Kampf um den Raum, um das Licht, um den Ackerboden für die Kinder, um das Erbe, um den ewigen Gedanken seines Volkes . . . ." (Stellrecht: Trotz allem! S. 6). Sie gibt ihm die selige Gewißheit ewigen Lebens (Trotz allem! S. 239):

„Kämpft und sterbt für einen Gedanken, so will ich euch das andere Leben geben . . ."

Von der Höhe dieses Standortes gesehen, erscheint der Feind als dürftige Kreatur, als „arme Kerle", als Geschöpfe, die noch in den Niederungen der Menschheit verharren. So etwa die Italiener bei Stellrecht (Trotz allem! S. 72):

„. . . . daß man für eine größere Idee Krieg führt, als für seines Großvaters Zipfelmütze, das ist ihnen noch nicht aufgegangen."

„Bissiges Geziefer" ist ihm der Feind in größeren Massen (Trotz allem! S. 294), „falsches Gesindel" nennt ihn Zöberlein (Der Glaube an Deutschland, S. 795), mit „Gesochs" bezeichnet ihn Seldte (MGK, S. 234). Immer aber erscheint er als dumpfe, verblendete Masse, die weit von jenem Heldentum entfernt ist, das im Dienste einer Idee steht. Am besten trifft diese Deutung natürlich auf die Farbigen zu. Mit Alkohol und Nilpferdpeitschen in die Schlacht getrieben, verkörpern sie in sich ein Untermenschentum, das noch nicht einmal Mitleid verdient (Der Glaube an Deutschland, S. 654):

„Nur kein Mitleid, so grausam das ist! Es ist ja nur Kanonenfutter der Grande Nation, schwarzes Negervieh!"

In dieser unendlichen Ferne, in die man den Feind zu sich selbst rückt, kommt das Maß völkischer Ueberlegenheit zum Ausdruck, zu dem einem die Idee verhilft. Nur wenn dem Feind selber eine solche Idee zugebilligt werden kann, wie zum Beispiel dem rasseverwandten Engländer, dann ändert sich dieses Verhältnis. Dann tritt Ritterlichkeit an Stelle der Verachtung. Sie aber schließt jeden persönlichen Haß aus, denn die „höchste Kampfsittlichkeit will nicht den Menschen treffen, sondern die Idee, die hinter ihm steht." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 62.) Hier gilt es,

„daß man den Gegner achten kann, und ihn trotzdem bekämpfen, nicht als Menschen, sondern als reines Prinzip, daß man für eine Idee einstehen kann mit allen Mitteln des Geistes und der Gewalt bis zum Flammenwurf und zum Gasangriff . . ." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 94).

III. Bewältigung.

Dieses Kapitel ist dem nationalen Kämpfer gewidmet. Es soll zeigen, wie er im Besitz völkischer Bindung, im Bewußtsein nationaler Mission, in Erkenntnis der Wesensart des Krieges eine Leistung vollbringt: den Krieg zu bestehen, die niemand außer ihm zu vollbringen imstande war. Daß tatsächlich eine Leistung vorliegt, daß hier nicht der billige Hurra-Patriotismus der Leute ausbricht, denen der Krieg nur eine Sommerfrische bedeutete, erweist der erste Abschnitt. Er gibt Proben der Wirklichkeit, die zu bestehen war, und zeigt, wie sich der Kämpfer an ihr bewährt, obwohl ihr Grauen ihn ebenso belastet, wie jeden anderen, der unter ihr zerbrach.

Bewährung.

Schon daß eine solche Forderung: sich zu bewähren, aufkam und verpflichtend wurde, ist bezeichnend für die Haltung des nationalen Kämpfers. Unter Verzicht auf Wohlleben und Bequemlichkeit, die ihm die Zivilisation bietet, stellt er sich dem Krieg, dieser grausamsten Belastung, um durch sein Stehen für die eigene Mächtigkeit und die seiner Bindungen und Ideale Beweis zu führen. Dieser Beweis steht ihm so hoch, daß er Angst, Wunden, Tod auf sich nimmt und befremdet von den Pazifisten feststellt (Jünger: Das Wäldchen 125, S. IX):

> „Sie führen verwüstete Städte und furchtbare Leiden als ihre Gründe an, als ob es unsere höchste Aufgabe wäre, dem Schmerz aus dem Weg zu gehen . . ."

Zwei Wertsysteme werden hier sichtbar, in deren einem die Ansprüche des Menschen deshalb so tief im Range stehen, weil er die Nation so erhaben über sich weiß, während in dem anderen die Persönlichkeit Selbstzweck ist. Daher ist hier wie stets die Wurzelung entscheidend dafür, wer diese Forderung vernehmen und erfüllen kann. Jünger kleidet das in die Worte:

> „Dem Unabänderlichen in Stil, Form und Haltung gegenüberzutreten, das zeichnet den Menschen von Rasse aus."

Die Unmittelbarkeit des Bezugs zwischen Rasse als Moment völkischer Bindung und heldischer Konstitution zeigt, wie sehr die Wurzelung Bedingung ist für die innere Mächtigkeit der Persönlichkeit, die sich hier gegen die äußere Realität erweisen muß.

Einige Züge aus dem Antlitz dieser Wirklichkeit: So sieht Stellrecht das Bild der Landschaft (Trotz allem! S. 230):

> „Vielleicht geht draußen der Frühling übers Land, Bäume blühen weiß auf grünen Wiesen. Vielleicht . . . Uns hat der Frühling vergessen. Wo wir sind, da ist die Wüste. Ueberall und überall ist die Einöde, Trichter an Trichter in den Lehmboden gerissen . . Wie Gespenster stehen zerrissene Bäume und strecken anklagend ihre letzten Aeste gen Himmel. Nirgends ein grünes Blatt, nur leichenhaftes, zerfetztes Holz."

In diese Landschaft ist der Mensch verschlungen.
Hilfslos treibt er durch ihre Orkane:

> „Er sah nichts mehr. Er stolperte den Hang hinab, schlingerte

über einen Trichter, kletterte heraus und stürzte über einen Grabenrest, in dem ein Gewimmel von Toten war. In einem Schwall von Gluthitze krabbelte er sich hoch, mitten im Kern einer haushohen Kuppel von Gebrüll. Ein Klöppel hämmerte ihn aufs Ohr. Er hielt irrsinnig das Gewehr fest. Dampf zischte. Die Toten verschwanden, hochgeblasen, in einer wütenden Zerschmetterung. Tränen spritzten ihm aus den Augen. Die Leichen schoben sich übereinander. Waren sie denn lebendig? Brach der Tag der Auferstehung herein, das jüngste Gericht?! . . . Plötzlich verwandelte sich die Welt in einen einzigen wolkenbreiten Donner. Die Luft stob wie ein Hochofen. Ein Niagara von kreischendem Lärm klirrte auf ihn herunter. Er schlug die Arme vors Gesicht und drehte sich gradaus, gebückt, krächzend. Die Erde unter seinen Beinen geriet in Bewegung. Die Trichter begannen zu rollen. Ein Wald aus Feuer schoß unmittelbar vor ihm hoch, eine heulende Brandung von Flammen, messinggelb, kupferrot, blitzblau, grell, aus der ein Gebirge von wirbelndem Donner hervorplatzte." (Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 193.)

In dieser Landschaft stirbt er seine gräßlichen Tode (Stellrecht: Trotz allem! S. 60):

„Ich höre ihm zu, dem zuckenden, jammernden Mund. Er muß sich in Schmerzen winden, der arme Mensch. Zerrissenes, blutiges Gedärm, mit Kot untermischt, das brennt, daß es durch den Leib schauert, daß der Mund jault wie ein erbärmlicher Hund."

Noch teuflischer ist der Tod im Gas (Schauwecker: Aufbruch der Nation, S. 320):

„. . . Da stülpte sich ein dicker Nebel über sie wie ein Deckel, eine weiße Watte, daß sie besinnungslos die Gasmasken herausrissen und sich über den Kopf damit fummelten, ehe es zu spät war. Manche schafften es noch, aber die andern saßen da und würgten in die Masken und erbrachen sich hinein in diese erdrosselnden Lederschnauzen, sie mit einem einzigen Atemzug von Speien vollfüllend bis zum Rande, vom Kinn bis zur Stirn hinauf. Sie staken mit dem Gesicht in einem Sack voll fürchterlichem Brei aus ihren Mägen und Eingeweiden, vermischt mit einer Brise von Gasdunst, der ihnen die Luftröhre wie mit Mörtel zerbiß, daß sie zu husten anfingen, um sich schlagend mit Armen und Beinen wie in Delirien. Was sollten sie machen?! Ohne Maske pustete ihnen der Tod die Seele aus dem Leib; er stand schon draußen vor den Linsen und glotzte hinein zu ihnen. Und in der Maske erstickten sie Atemzug um Atemzug. Und da rissen sie die Masken ab, sie ertrugen es nicht mehr — nein! Hustend, tränend krümmten sie sich und zuckten auf dem Boden, bissen in die Erde und kringelten sich auf den Rücken. Dann lagen sie endlich still und ersparten den Kameraden ihren Anblick, während das Gas sie von innen anknabberte und zerfraß, Lunge und Blut, alle Adern hindurch. Nachher lagen sie da, fürchterliche Clowns mit blaugrünen, schwefelgelben und schwarzen Gesichtern und gedunsenen Backen, daß man die Zeltbahnen über diese Gesichter deckte, weil man es nicht mehr mitansehen konnte."

Und Massengräber sind oft das Ende (Ernst Jünger: In Stahlgewittern, S. 90; Das Wäldchen 125, S, 232):

> „Der zerwühlte Kampfplatz war grauenhaft. Zwischen den lebenden Verteidigern lagen die toten. Beim Graben von Deckungslöchern bemerkten wir, daß sie in Lagen übereinandergeschichtet waren . . .“ Ihre Gesichter und Körper sind von Splittern zersiebt, ihre Uniform durch die Stichflammen der Explosionen verbrannt und geschwärzt. Die Gesichter von denen, die auf dem Rücken liegen, sind verzerrt und die Augen weit aufgerissen wie vor einem Verderben, aus dem kein Ausweg mehr zu sehen war. Das Entsetzen ist auf ihnen zu einer Maske erstarrt, die keine Phantasie ersinnen könnte.“

Diese Wirklichkeit zu bestehen, nicht seelisch von ihr zerstört zu werden, scheint unmöglich. Trotzdem gab es Menschen, die diese Leistung vollbrachten. Welch ein Schritt, diese grauenhafte Erscheinung des Krieges zu überwinden! Sein Wesen zu erkennen als „Zeugungsstätte“, als lebensschwangere Wirklichkeit, wo Verwesung aus jedem Trichter schillert; als Ort sittlicher Erfüllung, wo Massengräber aller Sittlichkeit Hohn schreien; als Offenbarung der Idee, wo aller Geist unter Bergen von Material begraben zu sein scheint. Welch eine Tat, diese Wesenserkenntnis festzuhalten; Jahre hindurch, trotz aller Gräßlichkeit der Erscheinung festzuhalten und damit jeder Versuchung zu Verzweiflung, Flucht und Selbstaufgabe zu widerstehen! Die Umdeutung des Krieges schien im vorigen Abschnitt fast eine philosophische Frage — hier zeigt sich, was sie in Wirklichkeit war: heroische Bewältigung. Die Leistung wird nicht kleiner dadurch, daß es Menschen waren, die sie vollbracht haben. Ja, es waren Menschen mit menschlichen Anfechtungen und schwachen Stunden: Wer dürfte sich vermessen, daran zu kritteln, daß Jünger, der sich später selber übersteigert, unerfahren ins Feld gerückt, beim ersten Anblick dieser grausigen Wirklichkeit wie von Furien gepeitscht über die Felder flüchtet? (In Stahlgewittern, S. 26) Wer hätte kein Verständnis für die Schwäche Zöberleins:

> „Ich schließe die Augen und kauere mich zusammen, daß die Knie an mein Kinn stoßen. Wenn ich mich nur verkriechen könnte, denn lange geht das nicht mehr. Eine muß mich doch einmal treffen von so vielen, ein Splitter ins zitternde Fleisch hacken . . . bloß aufhören — so hört doch endlich auf. Was habe ich euch denn getan, daß ihr mich so martert? Ich bin doch unschuldig an diesem Grauen und Sterben. Ich habe ja keinen Krieg gewollt, so hört doch auf.“ Der Glaube an Deutschland, S. 23.)

Das höchste Heldentum dieser Kämpfer bestand gerade darin, daß sie sich selber überwanden. Kein Wunder, daß dies nicht allen möglich war. Ein Beispiel aus Schauweckers „Aufbruch der Nation“ (S. 190):

> „Der Soldat schrie auf, kalkweiß im Gesicht, und umklammerte die Beine des Offiziers . . . „Ich kann nich . . . ich . . , Herr Leutnant . . . nicht . . . nich . . . da rein . . , nein . . , ich . . , Herr . . .“ Der Soldat stammelte es schreiend heraus, er erbrach sich in einem Schwall von sinnlosen Wörtern, er griff an den Beinen des Offiziers herum, er hielt den Kopf zurückgerissen im Nacken, daß

das weiße Gesicht tränenüberströmt in den Himmel starrte, aus dem der Regen fiel, der sich mit seinen Tränen vermischte."

Das Heldentum der anderen aber besteht darin, daß sie zwar wie jener Schwache standen und schauernd in das kochende Chaos starrten, daß ihnen die gleiche würgende Angst an die Kehle fuhr, daß sie flatterten in der gleichen irren Verzweiflung, — daß sie aber, als das Kommando kam, doch ihr Gewehr faßten, daß sie doch marschierten, und immer wieder marschierten ihre endlose Straße, voll täglichem Leid und täglicher Ueberwindung, die sie in alle Schlachten führte, die geschlagen wurden von Flandern bis zu den Vogesen. In diesem gewaltigen „Trotzdem", das sie jedem Trommelfeuer und jedem Massengrab entgegenzusetzen hatten, liegt ihre Bewährung. Es scheint mir umso gewaltiger, je jugendlicher, ungefestigter der Kämpfer war, der es dem Toben des Materials entgegenzusetzen hatte. Darum ist hier der Ort jener Jugend zu gedenken, die — Jahrgang 1900 — siebzehnjährig in den Krieg hinauszog, in einen ganz anderen Krieg, als es der von 1914 war, die — siebzehnjährig — von ihm durch Hunger und Verzweiflung gezerrt wurde — und die ihn trotzdem überwand.

Es gibt keinen, der berufener wäre, für ihre Qual und ihren Triumph zu zeugen als Thor Goote. Schon ihr Auszug ist schwerste Prüfung. In den Straßen sind keine Blumen und jubelnde Menschen mehr. Dafür begleiten sie die hohlen Blicke derer, die vor den Läden um ihr tägliches Brot Schlange stehen. Auf den Bahnhöfen schallen keine Lieder mehr, — dafür zischen wütende Stimmen durch die Gänge:

„Sich totschießen lassen, verlaust sein und Kohldampf schieben! Und wofür?" (Wir fahren den Tod, S. 7.)

In den Zügen sitzt keine leben- und tatenglühende Jugend mehr, — da hocken frühe Greise, von der Front zerstört, die keinen Anschluß mehr ans Leben finden können:

„Ein Infantrist im abgeschabten Rock, mit eingefallenen Wangen und ruhelos in großen Höhlen umherirrenden Augen . . . müde und völlig hoffnungslos . . ." (Wir fahren den Tod, S. 3.)

So hoffnungslos, daß er sich aus dem Zuge stürzt. Hunger, Hoffnungslosigkeit und Selbstmord, — das sind die Zeichen, unter denen diese Jugend ins Feld rückt.

„Jede Umdrehung bringt uns der Front näher. Vor zwei Wochen bin ich siebzehn Jahre alt geworden." (Wir fahren den Tod, S. 7.)

Von vornherein ist alles Erleben grausam zwischen die Pole Kind und Front gespannt. Es ist der Knabe, der sich zitternd unter den Einschlägen der nächtlichen Granaten krampft (Wir fahren den Tod, S. 21):

„Es rauscht heran — wächst — nimmt zu — wird stärker — immer stärker. — Ich starre mit weit aufgerissenen Augen in die Finsternis. Meine Nägel krallen sich ins Fleisch. — Mit einem ungeheuren Schlag scheint alles um mich herum zusammenzubrechen."

In ihn schlägt — schmetternder Blitz — die Erkenntnis:

„Das ist ja kein Heldentod mit Hurra und stolzer Begeisterung. Das ist einfaches Krepieren. Verrecken wie ein Vieh." (Wir fahren den Tod, S. 23.)

Aber ist er es noch, der — verschüttet — zu seinen Rettern heiser sagt (Wir fahren den Tod, S. 24):

„War halb so wild."

Hier schon, beim ersten Zusammenprall, findet er jene Haltung, die ihn zum Manne macht, und die ihn über alle Anfälle des Krieges Herr werden läßt. — Sie hilft ihm über die Versuchung hinweg, menschlichem Gefühl zu erliegen. Sie hilft ihm gegen die Ausgeliefertheit an die launische Zufälligkeit des Feuers. Sie wird Herr über die Trostlosigkeit beim Anblick des ersten Toten (Wir fahren den Tod, S. 49):

> „Der Mund steht weit offen, als ob er schreien würde. Er ist mit Dreck verschmiert. Blut fließt in einem dünnen Faden heraus. . . Ich bin nicht ergriffen und nicht traurig. — Ich denke nicht, daß dies der Heldentod ist, von dem sie in der Heimat reden. In mir ist bodenlose Leere und würgender Ekel."

Und sie führt ihn hinaus über tiefste Verzweiflung und Verlassenheit (Wir fahren den Tod, S. 229):

> „Ich falte meine Hände: „Vater Unser —", nein, ich kann nicht, — kann nicht mehr beten. Meine Gedanken zerflattern sprunghaft und krank. In mir ist entsetzliche Leere. — „Vater Unser — —", kann nicht, kann nicht. Es ist ja alles Lüge."

Daher berechtigt ihn diese Haltung, wie er es im Vorspruch seines Buches sagt, zum Stolz der Bewährten:

> „Stolz, weil wir zu der Mannschaft gehörten, die im Brausen der Brandung stand, die in der Brandung zerschlagen wurde, und dennoch stand. Und immer stehen wird." —

Hier ist die Ueberlegenheit des Bewährten über die äußere Gewalt manifestiert. Aufrecht zu bleiben unter ungeheurer Uebermacht ist ihr Ethos. Zu stehen um jeden Preis: ihre Forderung. Zu stehen unter der Flut der Feinde, da die Heimat verloren, da der Sieg verloren, da im Tosen des Materials die Welt ringsum untergeht, in mannschaftlichem Verband zu stehen, da niemand mehr weiß wozu, da Gott stürzt und jeder Sinn, da selbst der eigene Leib zerschlagen wird: So zu stehen, wie jene Gestalt, von der Jünger spricht (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 80):

> „Der Starke aber steht mit versteinertem Gesicht, ein berauschter Triumphator der Materie, im Gewitter. Er hat das Gleichgewicht in der veränderten Ebene des Geschehens gefunden, denn mag die Welt Kopf stehen, ein mutiges Herz hat seinen eigenen Schwerpunkt."

Die Ueberwindung, die hier verehrt und gezeichnet ist, macht die Persönlichkeit. Sie ist Verwirklichung der höchsten Möglichkeit, die nach der Meinung unserer Autoren der Mensch in sich trägt: Sie allein ist frei, weil sie die Welt und sich selbst überwunden hat. Es tut ihrer Größe keinen Abbruch, wenn ihr Ideal zerbrochen ist. Sie ist über die Zeit, und daher über jedes vergängliche Ideal, erhaben:

> „Wenn die Letzten eines zerschossenen Schiffes mit Hurra und wehender Flagge versinken, liegt eine Verklärung über den Wellen, so unendlich und ewig wie das Meer selbst. Und sänken sie für eine Sache, über die längst die Kinder spotteten, man müßte doch weinen

und stolz sein zugleich." (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 52.)

„Das soll man nicht anzugreifen versuchen durch die Frage: „Wozu ist das alles gewesen?", denn hier offenbart sich eine Größe, die über die Grenzen hinaus wuchs, innerhalb deren es Zwecke gibt." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. IIX—X.)

Forderung.

Bewährung ist nicht Selbstzweck. Sie steht im Dienst des Volkes. Schon deshalb, weil sie der Kämpfer nur auf völkischem Grund vollbringen kann. Möglich wird sie nur durch die Stützen und Stacheln, die das Volk seinen Kämpfern mitgibt; von deren Bedeutung und Wirksamkeit soll dieser und die folgenden Abschnitte handeln. Ein solcher Stachel ist die völkische Forderung, die jeder Kämpfer hinter sich weiß. Der Begriff der Pflicht, mit dem man sie im allgemeinen erfaßt, erscheint hier nicht bestimmt genug. Vor allem: sie stellt keinen äußeren Zwang dar, den die Autorität des Staates ausübte. Pflicht ist in diesem Sinne nicht: Befehlsgehorsam, ist keine militärische Kategorie. Ebensowenig ist sie mit einem „kategorischen Imperativ" zu identifizieren. Ihr Anspruch gründet sich auf völkische Lebensnotwendigkeit. Der Soldat muß deshalb seine Pflicht tun, weil er damit das Leben seines Volkes rettet, in das sein eigenes eingeschlossen ist. Pflicht heißt also: dem Leben seines Volkes dienen. Und die gemeinsame Unterwerfung unter den Lebenswillen des Volkes zeitigt — wie sich Jünger ausdrückt (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 160):

„ . . . eine der Merkwürdigkeiten in dieser Landschaft: Jeder weiß, was der andere denkt. Wen man auch trifft, man trifft immer sich selbst."

Die Gegenwart dieser Forderung hilft dem Kämpfer zur Ueberwindung kreatürlicher Angst (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 97):

„Soweit der Mensch hier Individuum ist, ist er nur aus Angst zusammengesetzt. Aber gerade daß er sich trotzdem bewegt, das beweist, daß ein höherer Wille hinter ihm steht . . . Es ist die potentielle Energie der Idee, die sich hier in kinetische umsetzt und die unbarmherzig ihre Anforderungen stellt."

Ihre Führung, ihr Beistand, ihre Unerbittlichkeit macht sie zum entscheidenden Faktor der Kampfkraft (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 97):

„Sie weiß den Weg durch das Unbekannte zu finden, und sie reißt uns zum Ziel, obwohl Angst uns erfüllt. Solange sie mächtig ist, wird sie immer ihre Werkzeuge finden, und wenn sie erlischt, dann ist alles vorbei."

Hier zeigt sich, daß diese Forderung zugleich Kraftquelle darstellt. Stellrecht erfährt das bei einer Gipfelleistung seiner Batterie (Trotz allem! S. 205):

„Diese Kraft," sie kann nicht mehr aus ihr selber sein Sie fließt aus dem unerschöpflichen Born eines großen Volkes, das um seinen Weg durch die Geschichte ringt."

Und Jünger bestätigt diese Erfahrung (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 100):

„Hier ist der Lebenswille übergesprungen vom Einzelnen auf die Nation, und der Einzelne steht vor der Tat, geheimnisvoll gerichtet und regiert, mit jeder Fiber seines Lebens in einen unwiderstehlichen Kraftstrom gespannt."

Von der Wirkkraft dieser Forderung kann sich nur der eine Vorstellung machen, der etwa die Schilderungen Zöberleins liest (Der Glaube an Deutschland, S. 58, S. 216 etc.), diese Schilderungen, die erfüllt sind von Meldegängen, Essen- und Verwundetentransporten, von Führungen neuer Abteilungen durch alle Schrecken der Feuerlandschaft, von immer neuer Arbeit, immer neuem Kampf zu allen Stunden des Tages und der Nacht — bis zur Erschöpfung. Und all das geschieht nicht um Lob oder Lohn. Zöberleins Leistungen wachsen aus der stummen Unterwerfung unter die nationale Forderung (Der Glaube an Deutschland, S. 97):

„Kein Hahn kräht danach, ob ich das noch ertrage nach diesen Nächten voll Hetze und Angst durch die Granaten und über die Trichter . . . Das muß man einfach."

Die Unerbittlichkeit dieses „Muß" als Ausdruck völkischen Willens zum Leben treibt den Einzelnen sogar über die Grenzen normaler Leistungsfähigkeit hinaus. Für Stellrecht wird die Wucht dieser Forderung zum Grund unbegrenzter Widerstandskraft (Trotz allem! S. 60):

„Es ist unser Schicksal, hier zu hungern und zu frieren. . . . Wir können es. Wir können alles."

Diese Forderung hält die Geschützbedienung Stellrechts bei ihren Geschützen (Trotz allem! S. 317—321), als die schwache Infanterie vor ihnen zerflattert. Die Forderung ihres Volkes läßt sie nach der letzten Granate die deutsche Front mit Karabinern und Revolvern verteidigen, ohne seelische Aufpeitschung, ohne Begeisterung, in einfacher Erfüllung ihrer Pflicht. So fällt der Unteroffizier, so bleibt der Leutnant einsam auf vorgeschobenem Posten, so bleibt jeder Mann auf seinem Platz. Und so prägt diese Forderung das Gesicht des deutschen Frontsoldaten, das Gesicht im Stahlhelm, das „schweißtriefende Gesicht mit weit offenen, starren Augen", aus dem die Qual der Front schreit, und das zugleich Wahrzeichen ist einer übermenschlichen Pflichtbesessenheit. Dieses Gesicht gilt als Rechtfertigung für jene schon erwähnte Umdeutung des Krieges vom Massenmord zur „höchsten sittlichen Tat". (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. XIII.)

Dieses Bewußtsein der sittlichen Tat wird dem Kämpfer unersetzbare Stütze. Wie könnte er kämpfen, wäre sein Kampf Verbrechen? Es macht ihm nicht nur das Dulden, es macht ihm ebenso die Tat möglich. Das Bewußtsein, den Willen seines Volkes zu erfüllen, verdrängt aus ihm jedes menschliche Gefühl, befreit ihn von allen Schwächen und Anfechtungen seiner Individualität, macht ihn einfach zum völkischen Kampforgan. Die Berufung als Werkzeug der Nation macht unempfindlich gegen eigenes und fremdes Leid (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 621/22):

„Du hörst ihre Schreie nicht, ihr klagendes „O maman". Die Berufung der Stunde erfüllt dich ganz und gar."

Immer aber wird dieser Vernichtungswille genährt und gerechtfertigt durch das Bewußtsein, das Leben des Volkes zu verteidigen (Der Glaube an Deutschland, S. 622):

„Da stehst du und hast keinen anderen Gedanken als den

Feind. Schießen, töten, vernichten, was dem Leben deines Volkes, deinem Leben ans Herz will. Du — oder ich!"

Diese Forderung blieb für den Kämpfer auch dann noch verpflichtend, als sein Volk selbst den Anspruch auf Leben aufgab, als Heimat und Vaterland in seinem Rücken zusammenbrach. Als die Lebenden sich selbst verloren, da waren es die Toten, auf die sich diese Forderung gründete. Da hieß Pflicht: das Erbe der Gefallenen antreten; glauben weil sie geglaubt, kämpfen weil sie gekämpft hatten; da hieß Pflicht: da aushalten, wo es Not war, so wie sie ausgehalten hatten. Darum sagt der Leutnant Stellrechts am Grab (Trotz allem! S. 51):

„Unsere Kameraden . . . haben ihre Pflicht getan und sind für ihre Heimat und für uns gestorben. Das vergessen wir ihnen nicht, auch wenn wir nicht viel davon reden. Unser Dank soll sich nicht in Worten äußern, sondern in der Tat. Und unsere Tat ist, daß wir da aushalten, wo wir hingestellt werden."

Die Verpflichtung gegenüber den Toten wird nur erklärt durch die enge Verbundenheit mit ihnen. Man lese etwa nach, wie Thor Goote im Trichter das Sterben eines Kameraden erduldet. Wie sich hier schon in der Unmittelbarkeit der Ansprache die tiefe Gemeinschaft mit dem Kameraden offenbart (Wir fahren den Tod, S. 228):

„Du verrinnst. Deine Augen sinken zurück. Der Schatten des Todes legt sich auf Dein Gesicht. Deine kraftlosen Hände werden weiß. Dein Blick aber schreit und kann nicht verlöschen. — — —"

Welches Mit-leiden der Todesqual! Welches Erbarmen über den sterbenden Front-Bruder! Denn er ist es, der hier angesprochen wird; er, „einer von den Namenlosen, Unzähligen, mit denen ich gestern im Feuer zusammen hastete, und die heute irgendwo krepieren. Einer von den vielen im abgeschabten, feldgrauen Rock, die jahrelang in den Trichtern hausen." (Thor Goote: Wir fahren den Tod, S. 229). Feldgrauer, Namenloser, Hingegebener — wie er selbst. Darum die brennende Sucht, zu helfen, zu lieben, zu dienen (Wir fahren den Tod, S. 228):

„Und meine Hände streicheln die Stirn, streicheln so vorsichtig, wie zerrissene Soldatenhände überhaupt streicheln können. Streicheln über die feuchte Stirn und die verzweifelten Augen."

Verzweiflung über die eigene Ohnmacht läßt ihn die ganze Gräßlichkeit der Verwesung erleben (Wir fahren den Tod, S. 229):

„Das Blut ist geronnen. Große Fliegen mit grün-blauem Leib umschwirren ihn und mich. Sie kriechen auf seine blutige Brust. Bald werden Würmer sich einfinden. Fette Leichenratten und Maden werden seinen Leib zerfressen."

Dieses Sterben des Kameraden gibt eine Aufgabe auf. Der Schrei in diesem Blick wird zur Verpflichtung. Der Hunger dieser Augen muß gestillt werden. Jetzt zwingt zum Kampf: der Wille, daß das Wesen dieses Sterbens Saat sei und nicht Verwesung, wie es die Erscheinung war.

Bewahrung.

Auf Grund seiner Verhaftung im Heer, im Kampfgeschehen und im Volk stellen sich für den Einzelnen bestimmte Weisen heraus, die Wirklichkeit

zu sehen. Es sind Privilegien der Sicht, allein dem nationalen Kämpfer vorbehalten, die nicht wenig dazu beitragen, ihn vor der Ueberwältigung durch das Grauen des Krieges zu bewahren. Sie können hier nur angedeutet werden.

Zunächst die fachmännisch-militärische Sicht, die vor allem Bedeutung gewinnt, bei der Begegnung mit den Massen der feindlichen Toten. Hätte der Privatmann eine solche Begegnung, — er müßte fliehen, von Entsetzen und würgendem Ekel gepackt. Der Militär, der sie in Wirklichkeit hat, kennt zwar auch menschliche Anwandlungen, aber er findet sich sofort wieder in der sachlichen Perspektive seines Fachs, die ihm die fremden Toten eben nicht als Getötete, sondern als Schießresultate eigener Truppen erscheinen läßt, vor dem man sich nicht entsetzt, sondern das man beurteilt. Kennzeichnend dafür ist die Erfahrung Jüngers (Das Wäldchen 125, S. 244):

> „. . . es ist ein sonderbares Gefühl, mit dem man über diese Toten hinwegspringt, die man im Leben nie gesehen hat; eine rein sachliche Befriedigung, als ob man das erwartete Resultat einer intelligenten Berechnung vor Augen sähe . . ."

Der ungeheueren Belastung, die der Mensch, ungeschützt und nur als fühlendes Subjekt, tragen müßte, ist der Militär also durch diese fachliche Sicht entzogen. Kennzeichnend ist schon die Fachmännischkeit im Ausdruck (Seldte: M G K, S. 69):

> „In den ersten Gräben sahen sie belgische Verwundete und gefallene belgische Jäger. Die Artillerie hatte gut gearbeitet."

Als Ergänzung Zöberlein (Der Glaube an Deutschland, S. 233):

> „Ganze Gruppenreihen springen da drüben zurück, und unser MG. hackt feste hinein . . . Wie am Exerzierplatz, so genau und kaltschnauzig geht das, daß ich mich prächtig darüber freue."

Wie man dem Tod in den eigenen Reihen auf dieser Ebene gegenübertritt, zeigt am besten eine Bemerkung Heydebrecks (Wir Wehrwölfe, S. 14):

> „Wohl sah ich Kameraden und Freunde sterben . . ." Aber „nichts trübte die F r e u d e a m H a n d w e r k." Ihrem Tod „stand man als etwas selbstverständlichem gegenüber, er gehörte z u u n s e r e m B e r u f."

So bewahrt der Beruf vor jeder Problematik, vor zweckloser Grübelei und seelischer Zermürbung. S e i n e Erfordernisse sind es, die den Einzelnen — und besonders den Führer — über jeden Schicksalsschlag hinausreißen. Die stete Sorge um Orientierung, die Nötigung zu Führung und Tat, die Verantwortung, die auf ihm lastet, hilft ihm über jeden Verlust. — Beweiskräftig dafür ist die Schilderung Jüngers, die sich in „Feuer und Blut" (S. 99/100) findet. Volltreffer in die in einem Riesentrichter gelagerte Kompagnie:

> „Ich springe hoch und rase in die Dunkelheit. Ich renne durch die Trichter und stürze über Gräben hinweg, als wenn der Satan hinter mir säße. Ich habe jede Besinnung verloren und finde mich nach einer Zeit, über die ich kein Urteil besitze, in einem Granatloch wieder, in das ich der Länge nach geschlagen bin."

Und in diesem inneren Aufruhr, in dieser krampfhaften Strebung w e g von der Einschlagstelle:

> „Dorthin zurück? Um keinen Preis der Welt! Man könnte mir eine Million in die Tasche stecken und ich ginge nicht." (Feuer und Blut, S. 101)

hilft ihm zu sich und seinem Posten zurück — nicht eine Million, aber das einfache Bewußtsein, Führer zu sein, verantwortlich für seine Kampagnie zu sein (Feuer und Blut, S. 101/102):

„Aber was hilft es? Ich muß wohl doch zurück. Ich kann schließlich nicht wegschleichen und mich irgendwo verstecken . . . . Nein, es ist gar keine Frage — ich muß hin."

Die gleiche Reaktion findet sich bei Seldte in gleicher Lage, nur viel unmittelbarer. Noch im Wirbel des Einschlags reißt er die Schützenpfeife heraus (M G K, S. 255):

„Drei Triller gellen und er schreit mit lauter Kommandostimme: „Alles hört auf mein Kommando. Die Leichtverwundeten helfen den Schwerverwundeten. Die Verwundeten in den Keller. Die Fahrzeuge der MGK. raus aus dem Dorf." —

In beiden Fällen ist es die Verantwortung, die Verpflichtung zum Dienst und zur Tat, die den Führer über die eigene Zerschmetterung hinausreißt. Das muß man überhaupt bedenken, daß jeder, der nicht nur äußerlich am Kampfgeschehen teilnimmt, solche Begegnungen im A f f e k t hat. Kampf-warm, siegtoll, ist er im Rausch der Aktion viel besser in der Lage, das Furchtbare zu überwinden — er überrennt es einfach — als etwa der Pazifist, der — uninteressiert und angewidert — ihm in hilflosem Grausen gegenübersteht, den es so viel mehr beeindruckt, und in dem es viel länger nachwirkt. Denn gerade den Schwung der Aktion, der keine Problematik aufkommen läßt, muß er entbehren. So kennt er auch nicht jene leichtblütige, landsknechtshafte Vergeßlichkeit, die dem von der Sturzflut der Ereignisse Mitgerissenen unsägliche Entlastung bedeutet. Seldte betont wiederholt ihre bewahrende Funktion (Dauerfeuer, S. 133):

„Schnell und trotzig vergißt der Frontsoldat . . . Er muß vergessen können . . . sonst könnte er nicht durchhalten."

Und Zöberlein kennt die gleiche Unbekümmertheit (Der Glaube an Deutschland, S. 710):

„Jetzt ist es noch lustig auch geworden. So wechselt das Erleben im Krieg. Wir lachen, und draußen stöhnen und klagen die Verwundeten. C'est la guerre!"

Als letzter Faktor muß die „Wurschtigkeit" des alten Kriegers dem Furchtbaren gegenüber erwähnt werden, die dem Leser als Brutalität erscheinen könnte, die aber erklärt und entschuldigt wird durch jahrelange Gewöhnung. Jünger gibt dafür eine treffende Formulierung (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 43):

„Längst hatte der Kampf sein Außerordentliches verloren: er war uns Zustand geworden, ein Element, mit dessen Erscheinungen wir uns abgefunden hatten, wie mit denen des Himmels und der Erde."

Eine erschütternde Episode aus Thor Goote (Wir fahren den Tod) mag zeigen, wie hart gerade die Gewohnheit den Menschen verschalt: Von den Trägern verlassen, steht die Bahre eines verwundeten Hauptmanns im Sumpf und sinkt Zoll um Zoll tiefer ein. Zerrissen von Todesangst, schreit der Verwundete um Hilfe durch die Nacht: „Drei Kinder — drei Kinder." Ihn von den dürftigen Knüppeldämmen aus zu retten, ist unmöglich. „Nur Ruhe", sagt kalt der Pionier, den Thor Goote um Hilfe bestürmt.

„Ist ja nicht der Erste." (S. 306.)

Man muß bedenken, daß Blut, Schreie und Tod in dieser Landschaft tägliche Selbstverständlichkeiten bedeuten. So sind den Landsknechten Zöberleins etwa die Leichen zweier von ihnen erschossenen Engländer erheblich nur wegen der Zigaretten, die sie bei ihnen finden. (Der Glaube an Deutschland, S. 401.) Und schließlich interessieren nur noch die Kuriosa des Todes. Wie bei Zöberlein:

„Girgl, da geh einmal her", sagte er mit trockenem Lachen, „jetzt sowas hast auch noch nicht g'sehn, wie's den derbeutelt hat." (Der Glaube an Deutschland, S. 546.)

So bei Seldte (M G K, S. 233):

„Der eine Körper zeigt nur noch den blutigen Halsstumpf, und im Vorbeigehen hört er wie eine Stimme trocken sagt: „Ich habe nun schon den janzen Morgen den Kopf gesucht und kann ihn nicht finden."

Man muß bedenken, daß solche Abgebrühtheit notwendige Reaktion im Dienste der Selbsterhaltung darstellt:

„Was hast Du denn?" fragte ich den alter Huber. „Bissen hat mich so ein Luder, der Anderl hat ihm aber eine hingeschoben, daß ihm das Beißen vergangen ist. Direkt aufgespießt hat er ihn wie eine Blutwurscht." (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 658.)

In diesem Zusammenhang ist eine Frage zu klären, die für den Einzelnen größte Bedeutung hat, weil sie seine Haltung und seine Widerstandsfähigkeit in erster Linie bestimmt: es ist die Frage nach dem eigenen Tode. Diese Frage ist besonders für die Jugend mit unerhörter Dringlichkeit gestellt, deshalb, weil die Antwort, die man ihr in Schule und Elternhaus gab, aufs höchste zweifelhaft geworden ist. Thor Goote stellt das — wie wir sahen — bereits beim ersten Zusammenprall mit der Wirklichkeit des Weltkrieges fest: Dieser Tod ist nicht der alte Soldatentod: „Kein schönrer Tod ist in der Welt . . .", er deckt sich nicht mit dem farbenfroh auf allen möglichen Ansichtskarten dargestellten. Ist er wirklich noch strahlender Heldentod, da doch der Sterbende; der durch Feuer und Dreck gehetzte Frontkämpfer, alles heldische Gebahren verloren hat? Oder ist er wirklich seinem Wesen nach das, was die Erscheinung so oft und grausam zu lehren schien: viehisches Krepieren, beruhend auf der Gesetzlichkeit blind malmender Maschinerie, beruhend auf sinnlosem Zufall? — Diese Frage ist sehr wohl auch für den nationalen Kämpfer gestellt. Man beachte die Betrachtung Stellrechts (Trotz allem! S. 188):

„Ich kann jetzt hier die Knarre nehmen und drei, vier Schüsse abgeben, wohin ich will. Ich kanns auch lassen, ganz wie ich gelaunt bin. Ich kann treffen, und es können auch alle vier daneben gehen."

Und Zöberlein knüpft an diese Tatsache nachdenklich die Frage (Der Glaube an Deutschland, S. 32):

„So wenig war also ein Menschenleben, daß es jederzeit durch irgend eine Tücke, durch einen grotesken Zufall ausgelöscht werden konnte?"

Die Ahnung einer furchtbaren Verfallenheit des Einzelnen an blinden Zufall oder blinde Notwendigkeit dämmert hier auf, die sich für den Sinnanspruch des Kämpfers verheerend auswirken muß. Es ist ja so, daß der Pazifist etwa den Kriegstod nicht nur deshalb gräßlich nennt, weil dabei Blut fließt, sondern weil er ihm sinnlos erscheint. Erst diese Sinnlosigkeit macht

ihm den Tod zum Greuel, jenen Tod, wie ihn Johannsen schildert (Vier von der Infanterie, S. 108/109):

„Sie kämpften und wußten nicht mehr wofür, sie starben ohne Hoffnung, ohne Trost, ihrem Schicksal stumpf ergeben."

Es ist diese stumpfe Ergebenheit, die längst auf jeden Sinn verzichtet hat, die das Schlachtvieh auszeichnet, wenn es zum Beil geführt wird, vor der sich der nationale Kämpfer bewahren muß, will er den Krieg bestehen. Er tut es, indem er eine entscheidende Umdeutung des Todes vollzieht: Tod ist ihm nicht Greuel, sondern Opfer. Opfer für das höchste, was ein Volk gebären kann, für die Verwirklichung seiner Idee: die Nation. Vor dem Opferbewußtsein und der Opferbereitschaft jedes Kämpfers muß die Zufälligkeit der Kugel, die durch irgend eine Laune gerade ihn trifft, unwesentlich werden. Es kommt nicht darauf an, daß irgendwer, hätte er fünf Meter weiter rechts gestanden, leben geblieben wäre, sondern darauf, daß er bereit war, auf seinem Platz zu sterben. War er es, so überwiegt die Freiwilligkeit seines Opfertodes die Zufälligkeit der Kugel, und sein Tod wird durch seine Bereitschaft sinnvoll, auch wenn der tödliche Schuß ins Blaue hineingefeuert war. Der Sinn dieses Opfers wird mächtig über allen Unsinn der im Feuer berstenden Welt (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 110):

„Und immer wieder, trotz allem Wahnsinn und Widersinn des äußeren Geschehens bleibt eine strahlende Wahrheit: Der Tod für seine Ueberzeugung ist das höchste Vollbringen. Er ist Bekenntnis, Tat, Erfüllung, Glaube, Liebe, Hoffnung und Ziel; er ist . . . die Vollendung schlechthin."

Es ist diese seine Vollkommenheit, die eine unvollkommene Welt überwindet. Hier hebt sich die Gestalt des neuen Helden ab, dessen inneres Heldentum alle nur äußerlichen Atribute des gestrig-heldischen entbehren kann (Trotz allem! S. 371):

„Held kann nur der sein, der einen Gedanken trägt. Er wird ihn führen, und sein Opfermut, der nicht der Gleichgültigkeit gegen den Tod entwachsen ist, sondern dem Gedanken, den er trägt, macht ihn zum eigentlichen Kämpfer."

Wie erbärmlich erscheint von dieser Höhe der Tod der Kreatur, der Tod jener Menschen, die, nur dem eigenen Bedürfnis lebend, keinen Gedanken kannten, für den sie sich zu opfern bereit wären.

„Wo andere Mut sehen, müssen sie Dummheit sehen. Wo andere sich hingeben, müssen sie verständnislos stehen. . . . Sie sind die Menschen der Wirklichkeit, die nicht die Wirklichkeit ist; denn das Wirkliche kann immer nur die gestaltende Seele sein." (Thor Goote: Trotz allem S. 249.)

Das wird ihr Kennzeichen: über die Erscheinung kommen sie nicht zum Wesen, durch den Stoff dringen sie nicht zur Seele. So sagt Stellrecht von einem von ihnen (Trotz allem! S. 330):

„Er hat an nicht mehr geglaubt, als an den Dreck, der aus ihm quoll, weil er den Gestank riechen konnte."

Ihnen ist der Tod allerdings krepieren, ihnen bleibt, schäumend in letzter Qual, nur der Aufschrei (Stellrecht: Trotz allem! S. 330—332):

„Daß ich für diesen Hurenbruch verrecken muß!"

Von jenem höchsten Trost soll hier die Rede sein, den allein die Verbundenheit mit dem übersinnlichen Bezirk vermitteln kann. Sie, deren Vorhandensein in der völkischen Weltanschauung bereits festgestellt war (vergl. Der Krieg als Kampf der Idee), soll hier im Erlebnis des einzelnen Kämpfers aufgezeigt werden.

Schon die Landschaft der Front mit ihrer Geladenheit und ihren Hintergründen verhilft zum Durchbruch in die übersinnliche Dimension. Jünger sagt dazu (Das Wäldchen 125, S. 137):

> „Ueberall bringt uns dieser Krieg mit dem Wunderbaren in Berührung, wir ahnen treibende, dem Bewußtsein entzogene Kräfte, einen großen Willen, und neigen dazu, uns ihm hinzugeben."

Die Erlebnisse übersinnlicher Gewalt sind mannigfach, und da es hier zumeist um Leben oder Tod, um Sieg oder Niederlage geht, von starker Leuchtkraft. Gesichte, Zeichen, Träume und Ahnungen sind es, die den Kämpfer auf die Gegenwart und Wirkkraft übersinnlicher Gewalten stoßen. Zeugnisse finden sich bei allen Autoren. Man vergleiche nur das Motiv der „bleichen Kreuze" bei Zöberlein, die auf den Stirnen aller dem Tode Nahen aufleuchten (Der Glaube an Deutschland, S. 287, 324 etc.) Durch Sinn für geheimnisvolle, irrationale Zusammenhänge zeichnet sich Wehner aus. Ein Beispiel (Sieben vor Verdun, S. 66): Währrnd der Mittagspause — der Sturm ist eingestellt — „pflanzt plötzlich ein Hornist das (Angriffs-) Signal in die Stille." Diese unmotivierte, spontane Tat verhilft ihnen zum Sieg, denn ‚das Signal, in einem unbegreiflichen Augenblick gegeben, hatte den Feind . . . gelähmt". Der Leutnat aber, „der dem Hornisten den Befehl gegeben hatte, wußte nichts über den Beweggrund auszusagen." (S. 67.) Und an andrer Stelle verzeichnet er noch eine Aeußerung dieser geheimnisvollen Macht, die den Menschen als Instrument benutzt, um in die Kampfwirklichkeit einzugreifen (Sieben vor Verdun, S. 77): Der Unteroffizier Lang, mit dem zweiten Gesicht begabt, stillt durch seinen Gesang den Hagel der Granaten. Nicht nur das, — er hilft allen, die seine Stimme hören, über ihren Kummer und ihre Schmerzen (Sieben vor Verdun, S. 78):

> „Sie waren still und getröstet; auch die Verwundeten schrieen nicht mehr, und alle vergaßen ihren Hunger."

Die Wirkung dieser Macht wird da noch eindrucksvoller erfahren, wo es ums eigene Leben geht. Es ist ja so, daß keiner, der jemals ein Trommelfeuer aus der Entfernung gesehen oder gehört hat, glauben kann, heil hindurchzukommen. Zöberlein kann das bezeugen(Der Glaube an Deutschland, S. 306):

> „Ein heimliches Grauen faßte mich an, wie ich dem sich übersprudelnden und selber verschlingenden Feuerorkan lauschte. Jede einzelne Wahrnehmung ertrank darin wie ein Funke in der Weißglut eines Hochofens. Da muß ja alles zugrunde gehen — alles zerschlagen, zermalmt und zerrissen werden."

Entscheidend aber ist, daß e r eben nicht „zermalmt und zerrissen" wird, daß er zwar unzählige Male dem Tod ins Auge sieht, aber immer wieder von ihm verschont wird. In seinem Bericht häufen sich solche Wunder. Nur ein Beispiel (Der Glaube an Deutschland, S. 348): Sie hocken in einem Trichter. Eine Granate schlägt ein. Einen Meter hinter dem Rücken seines Kame-

raden. Blindgänger! Eben lacht er noch darüber, — da passiert ihm dasselbe: zwei Meter hinter ihm gähnt das Loch. Wieder Blindgänger.

Wie gesagt: diese Fälle sind nicht selten. Ich brauche als Beweis für ihre dichte Folge nur ein paar Seitenzahlen anzugeben; man vergleiche: „Der Glaube an Deutschland", S. 222, 225/26, 229. Es ist klar, daß man diese Ereignisse, will man sie ernst nehmen, nicht mit dem Schlagwort Zufall oder Glück abtun kann. Daß hier eine unfaßbare, unbegreifliche, aber doch sinnvolle Macht wirken muß, die den Menschen durch das Rasen der Materialschlacht führt, sieht Zöberlein selbst am ersten ein. Ueber fassungsloses Staunen ob solcher Rettung (Der Glaube an Deutschland, S. 411):

> „Das war wieder ein Sauglück heute, ein ganz unverdientes. Einen Volltreffer kriegen, ein Bajonett vor den Augen, einen Tank umbringen und in der letzten Minute den Kragen aus der Mausefalle herausziehen, alles mit heiler Haut, das begreife wer mag, ich kann es selber nicht recht fassen."

stößt er zu dieser Erkenntnis vor (Der Glaube an Deutschland, S. 577):

> „Das bleibt uns wohl ein ewiges Rätsel mit diesen wunderbaren Zufällen der Lebensgefahr, diesen Wundern des Lebenbleibens in tausend todbringenden Bahnen zackigen Eisens und zischenden Bleis. Irgendeine höhere Macht spielt da mit und bedient sich der gewöhnlichsten Ereignisse zur Schaffung unfaßbarer Wunder."

In der Tat, nicht der Zufall, — diese Macht muß die Kämpfer so geführt haben, daß sie „wie Traumwandler an den Rändern tausendfacher Gefahren mit wunderbarer Sicherheit vorübergingen." Dieses Bewußtsein rechtfertigt die Ueberlegenheit Zöberleins über die Granaten. Nach einer ähnlichen Rettung spricht er sie an (Der Glaube an Deutschland, S. 469):

> „Ihr könnt mir jetzt garnichts anhaben, ihr dürft das garnicht, und wenn ihr noch so brüllt. Denn ich bin eben von den Toten auferstanden. Was wollt denn da ihr noch, ihr feurigen Hunde, geht heim, es nützt euch doch nichts, denn ich bin in der Hand eines Höheren als ihr."

Welche tiefe Trostquelle ist dieses Bewußtsein übersinnlicher Behütung! Doch kein anderer, als der für Volk und Heimat Kämpfende hat Teil an ihr. Denn diese Macht, die sich dem Material so überlegen zeigt, — es ist volkhafte Macht, und sie behütet nur solche, die bereit sind, sich für ihr Volk zu verschwenden. Das zeigt sich in dem mystischen Erlebnis Zöberleins: verkörpert in einer hehren Frauengestalt „im weißen Gewand und blauen Mantel", erscheint ihm diese so gütig führende Macht, „die Mutter", der Sinn des Lebens, wenn sie überhaupt in einen Begriff zu fassen ist, und führt ihn ein in ihr Reich. Dort aber stehen unübersehbar: Beete roter Rosen, jede gewachsen aus einem Tropfen Blut, das aus selbstloser Liebe fürs Volk vergossen wurde. (Der Glaube an Deutschland, S. 299—301). Roppel Blank stellt sie sich ganz ähnlich dar (Wehner: Sieben vor Verdun, S. 193):

> „Sie war hochgewachsen und trug einen blauen, mit Sternen besäten Mantel. Ihr Antlitz war von unsäglicher Hoheit, und Roppel Blank wußte, das sei die Gottesmutter."

Aber auch hier ist es die deutsche Maria, mütterliche Helferin und Trösterin aller deutschen Kämpfer, Mutter Gottes und des Volkes zugleich. Ihre behütende Macht mögen noch zwei Erlebnisse von höchster Eindrucks-

kraft zeigen: Auf dem Schlachtfeld springt Zöberlein der Tod von Ypern an, jene Sagengestalt, die im Granatfeuer mit glühender Keule auf die Erde einschlägt. Schon holt er zum Schlage aus, da erkennt er i h n, dem jene hohe Frau eine weiße Rose schenkte. Um ihretwillen läßt er von ihm (Der Glaube an Deutschland, S. 318):

„. . . mit dir streite ich nicht lange, Herrrr Ritter — Haha — von der weißen Rose. Das ist dein Glück heute!"

Noch eindringlicher erfährt Franz Schauwecker ihre Macht, dem sie zum Schutze gegen den tödlichen Schuß die tote Geliebte sendet (Aufbruch der Nation, S. 362/363):

„Das Maßlose des Krieges erhob sich schattenhaft und ungeheuer über den Horizont und öffnete stumm alle Grenzen der Wälle und Verhaue bis in den Sternenhimmel. Er fühlte es atmend bis in die Seele, während sie da saß und ihn ansah, ohne sich zu bewegen, ohne zu sprechen. —

Und mit einem Male streckte sie ihren Arm aus und drückte seinen Kopf mit unwiderstehlicher Gewalt zur Seite nieder, im Augenblick, als der Schuß da vor ihm knallte, ein betäubender Schlag, der ihn, vorbeirasend, fast ohnmächtig machte. Und da schrie der Alarm im Krach seiner Handgranate."

So ist der Krieg Vermittler neuer metaphysischer Erkenntnis, die vor „Hast nach Wohlleben, Berufserfolgen, nach Vielwissen und Alleskönnen" im Frieden niemals hätte gewonnen werden können (Der Glaube an Deutschland, S. 268.) Zöberlein hat es erfahren: Der Krieg blies „den Staub der modernen Bildung" von der „klaren Silberfläche der Seele, er hat uns hinüber blicken lassen jenseits der Grenzen unseres Daseins" in „Schrecken und unsägliche Schönheit." (Der Glaube an Deutschland, S. 268.)

Auch Stellrecht kennt ihn, den Wecker gottsuchender Seele (Trotz allem! S. 249):

„Das Erleben des Krieges ist mir doch ein Geschenk . . . Hier im Trichterfeld neben den Toten stehe ich vor der unerbittlichen Frage, entweder die Dinge zu beseelen, oder an ihnen zu zerbrechen. Aber sie haben eine Seele, eine unendlich weite, hohe, große Seele, die so voll Licht ist, daß es die Augen schmerzt, wie sie es zu schauen beginnen. Die Welt ist voll unendlicher Schönheit. Warum muß ich ins Trichterfeld kommen, um das zu sehen?"

Die Existenz solcher übersinnlichen Mächte ist abgesehen von dem Trost, den sie für den Kämpfer birgt, deshalb so wichtig, weil sie der Schlacht eine ganz andere Struktur verleiht. Gibt man ihr Walten zu, so behauptet man damit: die Schlachten des Weltkriegs wurden nicht beherrscht von der Gesetzlichkeit der Kampfmaschinerie, von mechanischer Kausalität, die sich auswirkte ohne Rücksicht auf Sinn und Geschick des Kämpfers, sondern von den Strebungen dieser Gewalten, deren gütige Führung des Einzelnen Schicksal sinnvoll gestaltete, selbst g e g e n die Schwerkraft des Materials. Das heißt in letzter Konsequenz: entscheidend für die Flugbahn einer Granate ist dann nicht mehr das Fallgesetz, sondern der führende Finger jener Macht, die sie von ihrem ursprünglichen Ziel ablenken kann, wenn das Leben eines zum Leben Berufenen bedroht ist. Das Gesetz wird verdrängt durch das Wunder, die materialistische Deutung der Schlacht wird aufgegeben zu Gunsten der magischen,

— damit hat die völkische Religiosität die Materialschlacht in ihrem ursprünglichen Sinn überwunden.

Man kann zu dieser Ueberwindung stehen wie man will, man muß auf jeden Fall sehen, daß sie die unerläßliche Voraussetzung dafür ist, daß der Aktionsraum und die Aktionsmöglichkeit des Einzelnen, die in der Materialschlacht auf ein Minimum beschränkt war, wieder hergestellt wird. Im Rausch der Tat gipfelt das Erlebnis des Krieges für alle unsere Autoren. Gerade diese Gipfelung ist aber aufs schärfste in Frage gestellt, wenn es zutrifft, was Beumelburg über die Materialschlacht sagt (Sperrfeuer um Deutschland, S. 365):

> „Das Mißverhältnis zwischen Materialwirkung und Persönlichkeit wird in dieser Schlacht tödlich . . ." Für den Kämpfer bleibt nichts als „Ohnmacht, Liegen im Schlammtrichter, gelegentliches Ausweichen in weniger beschossene Räume, Totgeschlagenwerden."

Die Uebermacht des Materials, die hier zum Ausdruck kommt, mußte gebrochen werden, sollte die Erfüllung des Krieges in kriegerischer Tat nicht als Unmöglichkeit erscheinen. Man tat es auf dieser Ebene, indem man die Gesetzlichkeit des Materials durch das Wunder durchbrach, den Kämpfer so von ihren Fesseln befreite und ihm — magisch geführt und behütet — die Ueberlegenheit sicherte, die Voraussetzung seiner Erfüllung war.

Die Schranke vor dem Jenseits, die, wie wir sahen, schon für den Lebenden durchbrochen war, fällt ganz im Tode. Und in diesem Zusammenhang wird das Letzte getan, was zur Ueberwindung des Todes getan werden kann: Tod ist nicht Ende; auch nicht für das einzelne Individuum. Tod ist nur Tor zu neuem Dasein, glänzender und reicher, als es das irdische je war. So ist Tod nicht Verlust, sondern unendlicher Gewinn, nicht Leere, sondern üppigste Fülle. Kennzeichnend dafür sind die Erlebnisse Zöberleins, der so oft an der Schwelle des Todes stand, und jene Wirklichkeit ahnen konnte. Er erfährt sie als

> „ein fremdes, fast lockendes Dasein, Seligkeit mit unsäglichem Grauen gemischt. Da verlor der Krieg sein Bild von Dreck, Feuer, Blut und Verwesungsgestank: Ein noch nie gekannter Sinn und die Ahnung, daß mit dem Tode nicht das Ende gekommen ist, versucht deutliche Gestalt zu gewinnen." (Der Glaube an Deutschland, S. 210/211.)

In der Tat erfüllt sich ihm der Tod immer mehr (Der Glaube an Deutschland, S. 34):

> „. . . in irgend einer neuen Sphäre des Empfindens muß ich selig erschrocken sein, als wenn sich plötzlich ein Berg vor mir auftat und ungeahnte Schätze sehen ließ."

Auch Stellrecht hat Teil an dieser religiösen Gewißheit. Ihm ist es die Opferwilligkeit, die zu ewigem Leben verhilft (Trotz allem! S. 247):

> „. . . ich glaube, wer so erfüllt ist von dem Kampf der großen, ringenden Seele seines Volkes, wer so mit liebendem Herzen sein Leben gibt . . ., den trägt die große Seele seines Volkes auf ihrem Flug zum keuschen Licht auf ihren Flügeln . . . . Dein junges Leben lebt weiter in der Ewigkeit des Schöpfungsgedankens Deines Volkes, mit all den vielen, die seit Jahrhunderten darin ruhen. Dein Tod ist sein Leben und auch Dein Leben."

Wieder zeigt sich hier, daß die völkische Einheit auch nach dem Tode

weiter besteht. Allein in der Idee seines Volkes hat der Einzelne im Jenseits Existenz. Die gleiche Vorstellung von völkischer Jenseitigkeit, nur soldatisch statt metaphysisch formuliert, spricht aus einer Aeußerung Zöberleins (Der Glaube an Deutschland, S. 326):

„Jetzt ging er zum großen Appell."

Auch hier der Gedanke, daß die völkische Formation im Jenseits erhalten bleibt. Ebenso bei Seldte (M G K, S. 270):

„Unter dem Donner und dem Salut der Geschütze fahren die Seelen der toten Helden hinauf in den Himmel und schauen auf uns herab."

Es ist ein neues Walhall, das hier Gestalt gewinnt, bereichert durch die glänzenden Gestalten preußisch-deutscher Geschichte, dessen Fülle für alle Leiden und Schmerzen des Kampfes entschädigen soll, das aber nur dem zuteil wird, der sich bedingungslos seinem Volke opfert. Diesen Zusammenhang zeigt in seiner ganzen Unmittelbarkeit Schauwecker (Aufbruch der Nation, S. 256):

Der Leutnant, „da liegt er, aufgerissen und verstümmelt, unrettbar zerfetzt, mit Bächen von Blut — ach Gott . . . und das ist das Letzte, das hier, die knirschende Stimme mit Lallen und Unerbittlichkeit gegen sich selber und gegen alle: „Schießt! Laßt mich! Schießt!" . . .

Ja, bei Gott, er war da unter ihm, an seinen Stiefeln, sterbend — er war wie einer von den Männern, die aus den Legenden kamen, den Marschrhythmus Preußens in ihren Schritten, den Glanz des Vaterlandes in ihren unsterblichen Augen, die sie hinrissen, daß sie sich selbst hinein warfen in die Schlachten, ohne zu fragen, ohne zu zaudern, sie, die ihnen folgten. Ja, bei Gott, sie standen unter einem höheren Befehl, unter einem schrecklichen und herrlichen Zwang, der sie hochriß im Tode, mit glänzenden Augen, weit offen, schnurstracks in den Himmel hinein, empor zu den Göttern."

Erfüllung.

Der Einzelne bejaht den Krieg als Ort sittlicher Bewährung, als Medium religiöser Heilsgewißheit. Der Krieg vermittelt ihm neue Erkenntnis und ist zugleich die Wirklichkeit, an der er sich zur erhabensten Prägung des Menschen, zur Persönlichkeit steigert. Das ist das Ergebnis der letzten Abschnitte. Es ist klar, daß schon in diesem Verhältnis des Kämpfers zum Krieg dessen Bewältigung mitgegeben ist. Der Krieg erscheint ja damit als eine Wirklichkeit, die einen nicht bedroht, sondern vollendet. Trotzdem wurde bisher die hervorragendste Möglichkeit, die er für diese Kämpfer birgt, nur flüchtig erwähnt: Der Krieg bietet vitale Erfüllung.

Es wurde schon früher gesagt: er ist aus seinem Wesen als Natur die Wirklichkeit, die den Menschen von der Verweichlichung und Verfälschung der Zivilisation befreit und ihn zu eigener, naturhafter Ursprünglichkeit zurückführt. Man weiß das zu schätzen (Jünger. Das Wäldchen 125, S. 6):

„Hier kann man sich am Ekel vor der Verlogenheit der Umgangsformen und vor den schwächlichen Argumenten der modernen

Literatur erholen. . . . Da merkt man doch noch, daß man Mark in den Knochen und Blut in den Adern hat."

Ja, man begrüßt den Krieg sogar als ein Ereignis, das es überflüssig machte, aus Ekel vor der muffigen Friedsamkeit des bürgerlichen Zeitalters in die Urwälder zu fliehen (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 37):

„Wenn ich bedenke, in welcher Umgebung ich mich jetzt sonst vielleicht befände, zwischen Strebern in einen Beruf eingekeilt, in einem Friedensoffizierskorps, in einer Verbindung, in Cafés zwischen Literaten, die ihre blutleeren Gehirne aneinander wetzen — ich glaube, ich hätte . . . den Kram zusammengehauen, um an den Kongo oder nach Brasilien zu gehen . . ."

Krieg also bedeutet hier nicht nur Handwerk, er erschöpft sich nicht in Strategie und Taktik, — er bedeutet:

„Verrückt-sein in eine andere Wirklichkeit, in eine ursprüngliche, naturhafte Landschaft, er bedeutet die Lösung aller Bindungen an eine versinkende, verrottete Welt, mit der der echte Krieger keine Gemeinsamkeit mehr haben konnte." (Ernst von Salomon: Die Geächteten, S. 69.)

Natur bedeutet Lebensreichtum. Daher ist die seelische Ursprünglichkeit, zu der er dem Kämpfer verhilft, ausgezeichnet durch eine Fülle, wie sie dem Kulturmenschen längst verloren gegangen ist. Krieg, so formuliert Jünger, vermittelt „die größte seelische Erlebnissumme, die auf der Welt denkbar ist." (Das Wäldchen 125, S. 164.) Eine Erlebnissumme, die auch die Extreme umfaßt (Ernst von Salomon: Die Geächteten, S. 104):

„. . . alle Leidenschaften des Steinzeitmenschen von brüllenden Aengsten bis zu gellenden Triumphen"

und die gerade um ihrer spannungsreichen Totalität willen bejaht wird (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 65):

„. . . . alles, was es an Gefühlen gibt, vom gräßlichsten körperlichen Schmerz bis zum höchsten Jubel des Sieges, wird dort zu einer brausenden Einheit, — zu einem blitzartigen Sinnbild des Lebens selbst zusammengeballt. Singen, beten und jubeln, fluchen und weinen, was wollen wir mehr?"

Darum also wird der Krieg hier bejaht, weil er den Erlebnisraum des Menschen vollkommen ausfüllt, weil er ihn ausweitet zu einer ungeheuren Seinsfülle, weil er ihn in einem Maße sich selbst und die Welt erleben läßt, wie es keine zweite Wirklichkeit vermag. Das ist seine höchste Würde und Verherrlichung: Krieg als Totalerleben, in dem „die Welt mit ihrer vollen Summe von Möglichkeiten, mit ihrer ganzen Skala von Farben und Tönen, mit ihrer umfassenden Melodie und der reißenden Spannung ihrer Kontraste" (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 63) enthalten ist, Krieg als die dichteste Ballung, als die konzentrierteste Form des Lebens selbst.

Die Fülle des Erlebens wird vermittelt durch die Fülle der Aktionen. Man erinnert sich: Mit dem Erleben metaphysischer Behütung war die Uebermacht des Materials, die den Kämpfer zur Ohnmacht verurteilte, gebrochen. Diese Behütung gibt dem Kämpfer neuen Raum zur Tat. Ansporn zur Tat ist ihm der Anspruch seines Volkes auf Leben, Herrschaft, innere Vollendung und die Kenntnis der Struktur des Lebens. Geleitet wird die Tat des Kämpfers in normaler Verfassung von seiner Erfahrung, die einen sehr konkreten und

daher sehr sicheren Faktor zur Ueberwindung des Krieges darstellt (Stellrecht: Trotz allem! S. 308):

„Es ist unglaublich, wie die Kriegserfahrung dieser Leute die Gefahr herabgesetzt hat. Das Ohr meldet in Augenblicksschnelle das nahende Geschoß, und bevor man denken kann, liegt der Körper in der Deckung, über die die Splitter ins Leere surren."

Damit ist schon die zweite Kraft angekündigt, die besonders im Affekt wirksam wird: der Instinkt. Er stellt eine Instanz im Menschen dar, deren Bedeutung erst im Krieg erkannt wurde. Auch hier hat der Krieg seelisches Neuland aufgerissen, er war „ein Bekanntwerden mit seelischen Kräften, von denen wir sonst nie erfahren hätten." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. X.)

An anderer Stelle legt Jünger das ausführlicher klar (Das Wäldchen 125, S. 136/137):

„Wir haben die Verbindung wiedergefunden mit jener Kraft, die tiefer und mächtiger ist, als der Verstand, mit dem wir alle Anforderungen des Lebens meistern zu können glaubten, und der uns doch in solchen Lagen, wo es ums Letzte geht, immer im Stiche läßt . . . Während der Verstand . . . uns wehrlos unserem Schicksal überläßt, springt jenes andere, das mit hergebrachten Namen wie Instinkt oder Unterbewußtsein zu bezeichnen ich als Undankbarkeit empfinden würde, da springt es zu wie ein treues und verläßliches Tier, reißt uns in die nächste Höhle oder wirft uns in irgend ein Loch, welches wir vorher nie gesehen hatten, und zieht unsere gefährdeten Glieder in einer Kraftanstrengung zusammen, deren wir sonst nie fähig gewesen wären."

Also: neben jener metaphysischen gibt es noch eine seelische Instanz, die den Kämpfer führt, die — stets gegenwärtig — ihn vor Gefahr bewahrt, und die ihm so die Aktionsfreiheit sichert, die er zu seiner Erfüllung in der Kampftat braucht. Ein Beispiel für die Behütung und Führung durch blitzschnelle instinktive Reaktion in Verteidigung und Angriff: Zöberlein nähert sich auf einer Patrouille einem Riesentrichter (Der Glaube an Deutschland, S. 235):

„Ich wollte ihn rechts umbiegen und sagte: „Da geht's hinein!" — als im selben Augenblick sich dort etwas bewegte und ich mich instinktiv blitzschnell zurücklegte. Die anderen drei Kameraden prallten über mich vor und stockten entsetzt — der Korporal wollte gerade den Arm heben zum Schuß — da blitzte ein Feuerstrahl von einer Gewehrmündung, und alle drei sanken zugleich lautlos um. Zur gleichen Sekunde sah ich noch zwei Handgranaten, die ich, fast ohne es zu wissen, miteinander abgezogen und geworfen hatte, hinter dem Kreideaufwurf . . . verschwinden."

Aber nicht nur das Individuum, auch die Gruppe wird durch den Instinkt zielsicher und unübertrefflich geleitet. Jüngers Kompagnie im Angriff (Das Wäldchen 125, S. 112):

„Wir haben . . . gar keine Verständigung durch Worte und Zeichen mehr nötig, wir scheinen keine einzelnen Menschen mehr zu sein, sondern ein zur Einheit verschmolzenes Wesen, das durch Instinkte geleitet wird und daher in dieser Minute jeder denkbaren Intelligenz überlegen ist."

Es ist kein Zweifel, daß das Erlebnis der Führung durch diese bluthafte Macht — so wird der Instinkt allgemein angesprochen — die Unterwertung des Intellekts, die schon in jener geschichtsphilosophischen Konstruktion (vergl. Der Krieg als Lebenskampf) zum Ausdruck kam, noch verstärkt hat. Jünger sagt es sehr deutlich (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 62):

„Hier lernt man das Blut schätzen und den Intellekt verachten . . ."

Diese Erfahrung war so eindringlich, daß man sie nicht nur auf den Krieg beschränkte. Sie erhielt Gültigkeit für das ganze Leben. Für jede Entscheidung, vor die man sich gestellt sieht, wird — gleich ob sie im Krieg oder im Frieden stattfindet — ausschlaggebend nicht das Ergebnis rationaler Ueberlegung sein, sondern die Einflüsterung dieser Stimme des Blutes. So ist dieses Kriegserlebnis mit entscheidend für die Haltung, die man heute einnimmt.

Auf diese Weise gesichert und geführt, erfüllt sich der Kämpfer in der Schlacht. Es ist zunächst die Fährlichkeit jeder Situation, die Größe der Entscheidungen, die hier getroffen werden, die unüberbietbare Höhe des Einsatzes — sein eigenes Leben —, was ihn mit zitternder Lust erfüllt.

„Wer kann noch ruhig sein, . . . wo der höchste Einsatz alles gewinnen oder verlieren lassen kann?" (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 481.)

Es ist dieser unheimliche Kitzel, den der über einem Abgrund Balancierende empfinden mag, den man hier schaudernd liebt. Es ist die innere Aufgewühltheit, die man empfindet, wenn man sich selbst zur Entscheidung gestellt sieht und die man aller trägen Ruhe und Besitzsicherheit des bürgerlichen Lebens vorzieht. Dieses Moment des Krieges führt dazu, ihn mit gefährlichem Spiel oder Sport zu vergleichen. Ein „herrlich aufregendes Spiel" nennt es Stellrecht (Trotz allem! S. 288), als er aus einer unter Beschuß liegenden Feldküche Brote holt, immer haarscharf die Schußpausen der feindlichen Batterie ausnutzend. Und in ähnlicher Situation — Ueberwindung einer unter Feuer liegenden Straßenkreuzung durch den Train — begeistert er sich wieder an dem „prachtvoll aufregenden Spiel, bei dem alle Augen danach gieren, ob es dem Fahrzeug reicht, ob die Schußpause nicht durch Zufall kürzer wird und das Opfer in Fetzen durch die Luft prasselt." (Trotz allem! S. 184.) Immer wieder ist es der Kitzel der Katastrophe, die lustvollen Schauer der Lebensgefahr, die der Krieg dem Kämpfer in allen möglichen Situationen bietet. Jünger sagt:

„Er ist wie eine dauernde Kette von Duellen, wie ein furchtbares Spiel, oder wie ein sehr einfacher, aber hochgefährlicher Sport."

Besonders der Handgranatenkampf ist ihm eine Wirklichkeit, die diese seelischen Reize zu höchster Intensität steigert (Das Wäldchen 125, S. 243):

„Es ist ein Wurfspiel auf Leben und Tod, wie man sich — ohne jede Uebertreibung — nichts Spannenderes und Erregenderes denken kann. Denn die Angst ist vollkommen verschwunden, dazu bleibt gar keine Zeit, man konzentriert sich mit jeder Faser seines Wesens auf die beiden Chancen, die die höchsten sind, die es gibt. Die Befriedigung, mit der man einen gut gezielten Wurf landen sieht, und die atemlose Aufmerksamkeit, mit der man die Bahn des feindlichen Geschosses in Bruchteilen von Sekunden berechnet, wechseln

sich ab wie Licht und Finsternis, — aber diese rasende Jagd von Eindrücken fliegt ohne Schmerz vorbei, denn man fühlt sein Schicksal in der eigenen Faust . . ."

Zu den Sensationen von Glücksspiel und Duell treten die des Dschungels, der „nächtlichen Schleiche" (Jünger: In Stahlgewittern, S. 62). Wirklichkeiten, die sie vermitteln, sind das nächtliche Niemandsland oder die aufgelöste Front. Die unheimliche Geladenheit der Landschaft, ihre verderbliche Schwängerung mit Gefahr, ihre lauernden Hintergründe, die brennende Erwartung jähen Zusammenpralls, — alles das wird hier aufrührendes Erlebnis (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 368):

„Das spüren wir in dieser giftbrütenden, verderbenschwangeren Nacht mit unheimlich geschärften Sinnen, die fieberhaft in das Ungewisse unsrer Lage zu tasten suchen."

In der Ungewißheit dieser nächtlichen Landschaft droht die Spannung den Menschen zu zerreißen (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 409):

„Atemlose Spannung ließ mich fast das Schnaufen vergessen. Ich fühlte mit dem Instinkt des alten Kriegers, daß die Umgebung lebendig war. Ein ganz leises Schlürfen kam heran, ein feines hauchzartes Rascheln von Gras, so wie ein Tiger fast lautlos durch die Dschungel schleichen muß."

Eine Spannung, die sich nur zu oft berstend entlädt (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 409):

„Auf!" schreie ich unterdrückt — „Wurf!" Da flattern unsere Handgranaten in ein unbestimmtes Gewurle dunkler Gestalten und in ein Schwirren drohender Stimmen. Jähe Schläge zersprühen Feuer, Splitter fauchen und singen vorbei, Schüsse peitschen!— Wir aber rennen und springen, bis einer schreit: „Halt — zu uns her!"

Solche Expeditionen ins Ungewisse sind Spezialitäten Zöberleins. Immer wieder vermittelt er dem Leser die erregende Schönheit des Lauern, Schleichens, Schnellens. Immer wieder läßt er uns erschauern unter dem jähen Ansprung der Gefahr (Der Glaube an Deutschland, S. 628):

„— — —Was war das? Da hat sich doch eben etwas gerührt. Da hinter mir gleich? Da muß etwas unheimliches sein, spüre ich eiskalt, fahre blitzschnell herum und — starre in den schwarzen, kleinen Kreis einer Gewehrmündung . . ."

Es sind die Lüste des Jagens und des Gejagt-werdens, die hier in höchster Steigerung erlebt werden. Zahlreiche Vergleiche zeigen, wie bewußt man hier den Krieg als Jagd erlebt:

„Das Jagdfieber packt mich . . ." (Der Glaube an Deutschland, S. 435/36).

„Wie ein Jäger pirschte ich mich von Trümmerhaufen zu Trümmerhaufen." (Der Glaube an Deutschland, S. 210.)

„Sprungweise heißt es hier vorgehen, im wilden Lauf eine kurze Strecke überwinden, dann wie ein Indianer auf allen Vieren vorwärts schleichen . . ." (Franz Seldte: Dauerfeuer, S. 136.)

Und Jünger bestätigt ausdrücklich (In Stahlgewittern, S. 62):

„Unvergeßlich sind solche Augenblicke auf nächtlicher Schleiche. Auge und Ohr sind bis zum äußersten gespannt . . . Der Atem geht stoßweiße . . . Die Zähne knirschen auf der Zündschnur

der Handgranate . . . Man zittert unter zwei gewaltigen Sensationen: der gesteigerten Aufregung des Jägers und der Angst des Wildes."

In der Einsamkeit des nächtlichen Niemandslandes aber öffnet sich dem Kämpfer eine neue seelische Dimension (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 59):

„Wenn der Wind in den Drähten sang und durch spärliche Grasbüschel sauste, wenn seltsame Schatten im Nebel glitten, dann drang von allen Seiten das Grauen . . . auf sie ein, so stark, daß auch die Brust dieser Kühnsten in pfeifenden Stößen sich hob und senkte . . ."

Das Erlebnis des Grauens, das durchaus nicht an eine Situation gebunden ist, wird hier nicht negativ gewertet. Es wird bejaht als ein düsterer Farbton jener reichhaltigen Skala des Lebens, den man um seines eigenen Reizes willen und aus Sucht nach seelischer Totalität nicht missen möchte. Wieder ist es die Lust des Schauderns, die man im Grauen erlebt, und die einem zugleich alles Gräßliche ertragbar macht. Es ist die gleiche Lust, die man beim Anhören von Schauergeschichten empfindet, die der Bericht eines Mordes weckt, die blutige Szenen des Panoptikums vermitteln. Jünger führt das aus (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 14), um zu zeigen, daß auch der Zivilist, ja sogar das Kind, dieses Gefühl kennt, allerdings nicht in dem Grade, zu dem es der Krieg steigert.

Diese Lust hat Schilderungen der Verwesung diktiert wie die folgende (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 14):

„Manche zergingen in grünliches Fischfleisch, das nachts durch zerrissene Uniformen glänzte . . . Andere wurden zu kalkigen, langsam zerblätternden Mumien gedörrt. Anderen floß das Fleisch als rotbraune Gelatine von den Knochen . . . Am furchtbarsten jedoch war das brodelnde Gewühl, das denen entströmte, die nur noch aus unzähligen Würmern bestanden."

Diese Lust ist es, die man durch das Entsetzen eines Erlebnisses empfindet, wie es Zöberlein schildert. Aus der Ohnmacht eines Sturzes erwachend, erkennt er englische Bajonette über sich, die nach seiner Brust stoßen (Der Glaube an Deutschland, S. 400):

„Ein Schrei würgt sich aus meiner Kehle. „Ni — nein! — No — no — Tommy." „'raus Fritzi!" schreit einer und springt herab. Ich bringe vor Entsetzen keinen Ton heraus, wie ich in das kaltlächelnde, brutale, glattrasierte Gesicht schauen muß . . ."

Diese entsetzliche Lust ist gegenwärtig in jedem „prächtigen Schrecknis" (Friedrich Wilhelm Heinz: Sprengstoff, S. 16), das der Krieg seinen Kämpfern bietet. Eine Wortfügung von Friedrich Wilhelm Heinz, die kennzeichnend ist: im Schrecken liegt hier Befriedigung, im Grauen Wollust, in der Vernichtung verzehrende Freude. Gerade in diesen, für den Bürger längst verschollenen Leidenschaften, Lüsten und Aengsten erfüllt und weitet sich die urwüchsige Natur des Kriegers. Um des seelischen Urgesteins willen, das — von Zivilisation verschüttet und von flachem Wohlleben — hier wieder zum Druchbruch kommt, l i e b t er den Krieg.

Und er liebt den Krieg, weil er ihn — gerade durch seine Härte — die Weichheit des Lebens in einer Tiefe erleben läßt, in die der stets lässig in Wohlleben Ruhende niemals eingedrungen ist. Die Erlebnisfülle des Krieges

spottet jeder Folgerichtigkeit. Erfüllung bietet er als Natur, weckt aber zugleich damit die Sehnsucht nach den Feinheiten der Kultur; Erfüllung bietet er im Kampf, gibt aber damit zugleich dem Komfort neuen Reiz; er steht unter der Bedrohung des Todes, und verleiht gerade dadurch dem Leben eine üppige Pracht. Diese Erlebnisfülle, die aus dem Kontrast quillt, die allumfassend ist, preisen die Stimmen dieser Kämpfer. Sie wird offenbar schon bei einem so alltäglichen Ereignis wie dem Rückmarsch (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 527):

> „Wir ahnen, daß es irgendwo Farben, Freuden, Wonnen und Klänge gibt, die mit dem Leben in unserem Rücken in schärfstem Kontrast stehen. Weichheiten des Friedens jenseits aller Lebensgefahr umschmeicheln uns so zärtlich lind, wie die Nacht lau ist. Wohlig entspannen sich unsere Nerven, und ein Quartier für unseren müden Körper ist der Anfang alles Sehnens, das uns beschleicht."

Und Jünger findet für die Leuchtkraft des vom Tode umschlossenen Lebens immer neue Formulierungen (In Stahlgewittern, S. 60):

> „Die Farben wurden inniger und der Wunsch, sich durch Genuß an das Dasein zu knüpfen, heißer, denn bei allem schlich sich der Gedanke ins Hirn: Vielleicht ist dieser Frühling der letzte, den du siehst. Das gab allen Aeußerungen des Lebens eine nicht zu beschreibende Intensität."

Eine Intensität, die dieses Erlebnis zur Orgie steigern kann (Das Wäldchen 125, S. 82):

> „Gerade da, wo das Leben vom Tode umschlossen ist, da leuchtet es in Fleischfarben auf wie die Bilder Boccaccios vor den Toren des verpesteten Florenz, wie die Liebe von Schwindsüchtigen, wie ein Bacchanal auf einem sinkenden Schiff."

Die höchste vitale Erfüllung jedoch, die der Krieg geben kann, findet im Angriff statt. Der Sturm, das brausende Vorwärts, die dröhnende Bekundung ihrer Ueberkraft ist unseren Autoren zufolge Seinserfüllung für Jüngling und Mann. Die Freude an seiner schmetternden Wucht, an seinem berauschenden Schwung, an dem Hochgefühl des Lebens, das er vermittelt, klingt aus den begeisterten Ausrufen dieser Krieger: „Aller Dinge herrlichstes Sieg!" jubelt Heydebreck (Wir Werwölfe, S. 107.) Und Stellrecht ruft aus (Trotz allem! S. 138):

> „Was gibt es Schöneres, als eine Offensive! Das Gefühl des Sieges ist herrlicher, als alles andere Fühlen der Welt. Soldat sein und angreifen, das ist das einzige Glück der Erde!"

In dieser Verzückung e r l e b t er auch den Angriff (Trotz allem! S. 475):

> „In mir schreits auf. Ein Schrei bricht durch meine Lippen. Ist es Jubel, ist es Erlösung? Es ist alles. Es ist der Angriff."

Ein Erlebnis seiner überwältigenden Schwungkraft, das auch Zöberlein kennt (Der Glaube an Deutschland, S. 477):

> „Ein Singen und Klingen braust mächtig im weiten Bogen des Gewölbes . . . Ein Rausch hat alle gefaßt: Angriff, Sturm — Sturm — Sieg! Jauchzend würden jetzt alle diese Kompagnien dahinbrausen über den Feind und singend in die Garben der feindlichen Gewehre hineinstürzen — Kartoffelsupp — Kartoffelsupp — supp —

supp — supp —! Achtung! Lllosssssss! Herrgott, daß uns noch einmal dieser Geist umweht . . . ach Gott, da fällt alles Drückende, Schwere, von der Seele, und der Wurm im Gewissen: „Ist's ein Schwindel?", der verendet heute in dieser Stunde."

Es ist die Geladenheit mit Geschehnis, der rasende Ablauf der Eindrücke und Aktionen, der im Sturm das intensivste Erfassen des Lebens gewährt. Einige Proben für diese Fülle von Ereignis und Tat. Jünger sagt: (Das Wäldchen 125, S. 242):

> Diese wenigen Minuten „sind wie in einem blitzschnellen Traum so mit Geschehnissen befrachtet, daß der Begriff der Zeit jede Bedeutung verliert."

Und die Schilderungen Zöberleins geben die gleiche bedingungslose Verfallenheit an den Wirbel des Geschehens wieder, wie sie sich in den Tagebuchnotizen Jüngers spiegelt (In Stahlgewittern, S. XII/XIII).

> „Ran! Kein Pardon. Wut. Aus Stollen Schüsse, Handgranaten rein. Geheul. Ueber den Damm. Packe einen am Hals. Hände hoch! Sprungweise hinter Feuerwalze vor. Melder Kopfschuß. Sturm auf MG-Nest. Mann hinter mir fällt. Schieße Richtschützen ins Auge. Handgranaten. Drin!"

Man vergleiche dazu das Kommentar, das er in „Der Kampf als inneres Erlebnis" (S. 51) gibt:

> „Es gibt nichts Tathafteres als den Sturmlauf auf Feldern, über denen des Todes Mantel flattert, den Gegner als Ziel. Das ist Leben im Katarakt."

Diese Fülle der Gefahr, der Tat, und der ursprünglichen Leidenschaft, die keine andere Wirklichkeit vermitteln kann, macht den Krieg für diese Kämpfer zum Ort der Erfüllung deutscher Männlichkeit. Er ist die einzige Lebensform, die Raum hat für die Erfüllung jenes männlichen Tugendsystems, das in Tapferkeit, Mut, Härte, Todesverachtung, Opferbereitschaft gipfelt. (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 47):

> „Der Mannesmut ist doch das Köstlichste. In göttlichen Funken spritzt das Blut durch die Adern, wenn man zum Kampfe über die Felder klirrt, im klaren Bewußtsein der eigenen Kühnheit. Unter dem Sturmschritt verwehen alle Werte der Welt, wie herbstliche Blätter."

Der Krieg wird also als die Wirklichkeit gesehen, die den Traum der Mannesjugend: Natur, Freiheit, Abenteuer, kämpferische Aktion, erfüllt. Er ist es, der die Kontore-entronnenen ungeheuer weitet, der sie aufschwellt zu urwüchsigem Kraftbewußtsein, der ihr Blut aufkochen, ihr Wesen sich entfalten läßt, der alle Vitalität in ihnen zu ungeahnter Blüte treibt, die in der Enge ihres Berufes hätte verkümmern müssen. Die Leidenschaft des Sturmlaufs aber reißt den Kämpfer über die Erfüllung hinaus zur Ekstase. (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 54):

> „Da reißt Begeisterung die Männlichkeit so über sich hinaus, daß das Blut kochend gegen die Adern springt, und glühend das Herz durchschäumt. Das ist ein Rausch über allen Räuschen, eine Entfesselung, die alle Bande sprengt. Es ist ein Rasen ohne Rücksicht und Grenzen, nur den Gewalten der Natur vergleichbar. Da ist der

Mensch wie der brausende Sturm, das tosende Meer und der brüllende Donner."

Gerade dieser Kampfrausch, der die Grenzen der Individualität des Kämpfers sprengt, der ihn — der sich selbst vergißt — furchtbar macht wie eine Naturgewalt, ist für unsere Autoren das Kennzeichen des germanisch-deutschen Kriegers (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 472):

„Es ist das Göttliche, Große in uns Deutschen, das wir selber kaum kennen, das aber unsere Feinde tödlich lähmt. Sie nannten es einst — und fürchten es heute noch als den „furor teutonicus"."

Dieser „furchtbare Geist", wie ihn Zöberlein nennt (Der Glaube an Deutschland, S. 472), der den Kämpfer hinreißt zu rücksichtslosem, schmetterndem Einsatz, kehrt bei Jünger wieder, als

„die Wollust des Blutes, die über dem Kriege hängt, wie ein rotes Sturmsegel über schwarzer Galeere, an grenzenlosem Schwunge nur der Liebe verwandt." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 8.)

„Sie ballt alles Streben um einen Wunsch: sich auf den Gegner stürzen, ihn packen, wie es das Blut verlangt, ohne Waffe, im Taumel, mit wildem Griff der Faust." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 9.)

Auch Wehner kennt die wilde Mordlust des Sturmrauschs:

„Der Mensch ist auf einem anderen Stern, er weiß nichts mehr von sich, er weiß nur vom Feind, den er erlegen muß." (Sieben vor Verdun, S. 43.)

Einige Beispiele für diesen Taumel der Urlust, in dem der Mensch außer sich gerät. Ein naher Einschlag schreckt die Gruppe Jüngers aus der Sturmpause empor (Das Wäldchen 125, S. 212):

„H. ist der erste, der sich erhebt. Er hat seinen Stahlhelm verloren, und das Haar hängt ihm in das Gesicht, das weiß und blutleer ist, als ob es aus Knochen wäre. Er sieht uns mit stieren Blicken an und brüllt plötzlich los, mit einer Stimme, die sich sonderbar überschlägt, und zwischen der und seinem Blute nicht der dünnste Schleier mehr ist:

„Die Hunde!"

Das wirkt wie ein Signal, wie ein ansteckender Wahnsinn, der den letzten Fetzen von Vernunft mit sich reißt . . . Alle sind erregt wie die Tollhäusler . . . Und plötzlich schlagartig, ohne daß ein Befehl gegeben oder eine Verabredung getroffen wäre, beginnt alles gegen das Wäldchen vorzustürmen."

Im Wüten gegen den Feind finden auch die Gesellen Zöberleins Erlösung (Der Glaube an Deutschland, S. 587):

„Ein wirrer, blaugrauer Haufen drängt sich fluchend und schreiend an uns vorbei durch das Gestrüpp, verfolgt von den wütenden Leuten meines Zuges, die unbarmherzig mit den Kolben hineinhauen. Einer hat ihn schon abgeschlagen und schießt mit dem komischen halben Prügel noch drauf los. Ein einziger brüllender Haufe wälzt sich vor mir: „Drauf, drauf!"

Hier wird deutlich, was es heißt: der Krieg sei Ur-natur, hier wird deutlich, wie peitschende Leidenschaft der Steinzeit Triumphe feiert, hier zeigt sich, wie sich der ganze Mensch ergießt in diese brüllende Wut, die sich im

Zusammenprall mit dem Feinde zur Raserei steigert. (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 517):

> „Feuer zuckt uns entgegen. Aber jetzt geht ein alles Toben und Dröhnen übersteigendes „Hurra — ha — ha — haaa" wie eine himmelschlagende Welle der Wut die Front entlang, daß wir brüllend und schreiend vorwärts taumeln über die Löcher der Engländer weg. Da kauert noch einer und hält das Gewehr zu mir her, aber unwillkürlich habe ich fast vor seinem Gesicht abgezogen, daß er im blauen Rauch meines Schusses zusammenzuckt. Auf drei Schritte noch schießen, so ein Hund! . . . Nebenan rennt der Kare einem Tommy das Seitengewehr in den Hals, daß das Blut hervorspringt im Bogen. „Nix Pardon, du Hund." Und mit rollenden Augen springt er einen anderen an, der die Hände hebt und mich flehend anstarrt . . ."

Der Zusammenprall mit dem Gegner, krachender Kolbenschlag und zischender Messerstoß im Getobe der Leiber ist die Gipfelung der Orgie des Kampfes. Er bringt „neben letztem Grauen auch Erlösung von schwerem, unerträglichem Druck." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 8.) Er gewährt schrankenlose Entfesselung, und er stillt zugleich jenen „Durst nach Blut".

> „Schnell, nur schnell, jetzt muß getötet werden! Jetzt gibt es nur eine Erlösung, eine Erfüllung und ein Glück: das fließende Blut." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 139.)

Die Verfallenheit an den Affekt ist entscheidend für die Sicht des Feindes. Im Taumel des Kampfes, unter der Peitsche der Leidenschaft, kann er nur als das „Vieh" erscheinen, als der „Hund", der weder menschliche Würde noch Qualität besitzt, in dessen Hals sich die Fäuste krallen, in dessen Blut die Füße waten wollen, nach dessen Vernichtung die aufgewühlte Seele schreit. Ein Beispiel genügt, um das zu illustrieren. Eine Begegnung Zöberleins (Der Glaube an Deutschland, S. 657):

> „. . . mit Gebrüll stürzen wir hinaus . . . und werfen uns dem anströmenden Haufen entgegen, ganze zwanzig Mann . . . „Drauf — draauf!" Entsetzt weichen sie vor uns zurück. Seitengewehre zucken in blaugraue Leiber, die gar nicht an Widerstand denken und sich einfach zusammenhauen lassen. Stierende, entsetzte schwarze Gesichter, in denen die blasse Feigheit steht . . . Der Sergeant Weber drischt einem neben mir das Schädeldach knirschend zusammen. Und ich knalle mit der Pistole in zuckende Gestalten, und als mein Magazin leer ist, schlage ich einem Schwarzen die Faust mit der Pistole in das bleckende Affengebiß. „Ihr Sauhunde, ihr verreckten!"

Im Weltkrieg ist man sich noch bewußt, daß diese rauschhafte Entfesselung aller Triebe im Dienst des Volkes geschieht. Jünger sagt:

> „Ja, wenn es das nicht gäbe, diesen persönlichen Glanz, der die Härte großer Taten vergoldet, . . . dann würden wir gewiß schon längst verzweifelt sein. Mögen sie uns Landsknechte und Abenteurer nennen in ihren großen Städten, wir wissen, daß der Mensch seine größten und natürlichsten Pflichten zugleich mit der größten Lust erfüllt."

In den Landsknechtskämpfen des Nachkriegs aber, in denen Volk und politische Zielsetzung allmählich schwand, wurde diese vitale Erfüllung und

Uebersteigerung einziger Wert des Krieges. Sie schreit aus den Schilderungen Salomons (Die Geächteten, S. 74):

> „Ich sehe Hoffmann, er hängt mit halbem Leib über seiner Knarre. Er drückt mit einer Hand den Abzugshebel und brüllt sich seine Lust, weit vorgebeugt, mit krallen Augen aus dem Herzen. Der ganze Waldrand ist nun eine straff gespannte Schnur berauschter Leiber . . .Wir feuern, was nur immer aus den Läufen will . . . Heraus damit, heraus mit Feuer, Eisen, Dampf und Schrei. Es geht erlösend durch den Wald, der Donner unsagbarer Lüste schmeißt das Feld vor uns zu Scherben."

Die gräßlichsten Triumphe aber feiert jener „Urtrieb der Besessenen", „die erste Lust des Menschen, die Vernichtung" (Salomon: Die Geächteten, S. 73) auf dem Rückzug, als alle Hoffnung verloren (Salomon: Die Geächteten, S. 144):

> „Wir knallten in überraschte Haufen und tobten und schoßen und schlugen und jagten. Wir trieben die Letten wie Hasen übers Feld und warfen Feuer in jedes Haus und pulverten jede Brücke zu Staub und knickten jede Telegraphenstange. Wir schmissen die Leichen in die Brunnen und warfen Handgranaten hinterdrein. Wir erschlugen, was uns in die Hände fiel, wir brannten, was brennbar war. Wir sahen rot, wir hatten nichts mehr von menschlichen Gefühlen im Herzen."

Es ist wohl schon längst klar geworden, daß an dieser Erfüllung im Kampf nicht jeder Mensch teilhaben kann. Voraussetzung dafür ist eine ganz bestimmte Konstitution, die der Einzelne nicht lernen und nicht erwerben kann, die ihm sein Volk mitgibt. Aber solche Kämpfernaturen kann nur ein Volk gebären, in dem ein „Ueberschuß an Willen und Kraft . . . lebendig ist." (Jünger: Das Wäldchen 125, S. 2.) Jünger betont es verschiedentlich (Das Wäldchen 125, S. 220):

> „. . . zu den großen Leistungen des Kampfes gehört ein Uebermaß an Kraft, ein wilder und dämonischer Wille zur Tat, der s t a r k e n Völkern eigentümlich ist."

Wieder wird deutlich, daß sich auch diese persönliche Erfüllung des Kämpfers auf Grund völkischer Verwurzelung und im Dienst nationaler Mission vollzieht. Der Gestalt dieses Kämpfers, „Sohn des Krieges", der „den Kampf um des Kampfes willen liebt", im Rausch des Sturmes nur Erfüllung findet, der über die fürchterliche Wucht der Dinge hinwegtanzt wie über ein Nichts, gibt Ernst Jünger gültigste Prägung. Ja, ihm ist der Krieg Element! „Er war zum Krieg geboren," darum fühlte er sich allein „in dieser grausigen Landschaft zu Hause." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 58.) Im Krieg hatte er „den Zustand gefunden, in dem allein er sich auszuleben vermochte." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 58.) „Wie andere in der Kunst und in der Wahrheit, so erstrebten sie im Kampfe Erfüllung." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 62):

> „. . . bunt und heiß rannen ihnen die Tage durch die Hände wie Perlen eines glühenden Rosenkranzes, den sie herunterbeten mußten, um sich zu erfüllen." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 62.)

So tief ist ihre Verfallenheit an den Krieg, daß sie ihn nach dem Zusammenbruch an allen Grenzen suchen, daß sie zur Front f l i e h e n, wo

immer sie sich auftut, um in dieser Landschaft, in dieser Tugend und in diesem Rausch leben zu können.

Wie ihre Tugend, hart und rauh, so ist ihre Umgebung, beide ohne Gemeinsamkeit mit dem verachteten Europa (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 58):

> „Ihre Umgebung war die männlichste. Bretterwände, durch Balken und grobrindige Stempel gestützt, mit Gewehren behangen, Bänke und ein klobiger Tisch, eine Flasche mit hineingesteckter Kerze . . ."

Wild und naturhaft wie ihr Nest, sind sie selbst (Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 58):

> „Da hockten sie im Engen, verwegene Brut, verwittert und zerschlissen mit Gesichtern wie geschliffene Klingen, voll Sprung, Rasse und Energie. Ihre Sprache war kurz, von Schlagworten beherrscht, zerhackt und zerrissen, wie die Feuerstöße ihrer Maschinengewehre . . ."

Der Krieg, die Abgründe seines Grauens und seiner Triumphe, hat — wie ihre Sprache — ihr Antlitz geprägt (Salomon: Die Geächteten, S. 105):

> „. . . er meißelte die kantigen Gesichter unter düsterem Helm, die scharfen, schmalen Linien um den Mund, um schroffes Kinn und starres, spähend zupackendes Auge."

Die höchste Verwirklichung des Kämpferideales stellen sie dar (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 33):

> „Es war eine ganz neue Rasse, verkörperte Energie und mit höchster Wucht geladen. Sie waren Ueberwinder, Stahlnaturen, eingestellt in den Kampf in seiner gräßlichsten Form . . . Jongleure des Todes, Meister des Sprengstoffs und der Flamme, prächtige Raubtiere, schnellten sie durch die Gräben. Im Augenblick der Begegnung waren sie der Inbegriff des Kampfhaftesten, was die Welt tragen konnte, die schärfste Versammlung des Körpers, der Intelligenz, des Willens und der Sinne."

Diese Kämpfergestalt wird grundlegend für eine Anthropologie, die der jähe Gegenschlag darstellt gegen jene Proklamation: „Der Mensch ist gut!" — Nein, nicht „gut" ist er, nicht harmlos, friedfertig und lämmerhaft, — aber ein Raubtier ist er.

> „Er ist das gefährlichste, blutdürstigste und zielbewußteste Wesen, das die Erde tragen muß", —

so formuliert Jünger an anderer Stelle. (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 112.) Grausam ist er, hart und geschmeidig wie Stahl, eiskalt und zugleich voll reißender Leidenschaft. Dieses sein Wesen konnte auch durch alle Ornamente der Gesellschaft und Kultur nicht verwischt werden (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 3):

> „. . . unter immer glänzender polierter Schale . . . blieben wir nackt und roh wie die Menschen des Waldes und der Steppe. — Das zeigte sich, als der Krieg die Gemeinschaft Europas zerriß . . . Da entschädigte sich der wahre Mensch in rauschender Orgie für alles Versäumte. Da wurden seine Triebe, zu lange schon durch Gesellschaft und ihre Gesetze gedämmt, wieder das Einzige und Heilige und die letzte Vernunft." —

Man mache sich die Tragweite des Zitats klar: der „wahre Mensch" ist nicht der Gebildete, der Kultivierte. Kultur und Bildung sind nur Maskierung seines Wesens als Naturmensch, als Urmensch, als reißendes Tier. Man höre zur Bestätigung dieser ungewöhnlichen Auffassung des Menschen wieder Ernst Jünger (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 7):

> „Im Kampf, im Kriege, der alle Uebereinkunft vom Menschen reißt . . . steigt das Tier als geheimnisvolles Ungeheuer vom Grunde der Seele auf. Da schießt es hoch als verzehrende Flamme, als unwiderstehlicher Taumel, der die Massen berauscht, eine Gottheit, über den Heeren thronend."

Dieser Aufstand des Tieres aber, der Ausbruch göttlich-tierischer Leidenschaft, bleibt der gleiche, ob Keulen oder Handgranaten geschwungen werden. Das ist neu und entscheidend: die Technik führt hier nicht zur Naturentfremdung, sie steht vielmehr im Dienste der naturhaften Erfüllung des Menschen, sie ist das Mittel, mit dem er sich hinaufsteigert zur Urnatur. Selber Produkt der Zivilisation, trägt sie im Kampf zugleich zu deren Ueberwindung bei. Ihre Funktion für die vitale Erfüllung formuliert Jünger folgendermaßen (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 82):

> „Sie darf uns nicht nur ein Mittel zur Produktion, zur Befriedigung unsrer kümmerlichen Notdurft sein, sondern sie soll uns eine höhere und tiefere Befriedigung verleihen."

Die Maschine dient nicht der Befriedigung der Bedürfnisse, sondern der Befriedigung der Lust, — das ist die neue Perspektive, die hier aufgerissen wird. Einbezogen in die Sphäre vitaler Erfüllung, wird sie selber vital gedeutet. Kennzeichnend sind die Bilder, die Jünger gebraucht: Der Flieger, so sagt er, „erhebt sich als Raubvogel über den Gegner." Oder: Der Mensch „hockt in ihrem (der Maschinen) Bauche, wenn sie feuerspeiend über das Schlachtfeld stampfen." (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 112.) Das Bild des Raubvogels und des Bauches zeigt, wie sehr man geneigt ist, die technische Ballung der Energie, die man in der Maschine bewundert, mit der vitalen im Kämpfer oder im Tier in Analogie zu setzen. Der Vergleich den Jünger auf ein Riesengeschütz anwendet (Das Wäldchen 125, S. 9):

> „Es ist wie ein gefährliches Tier, in einem Nest aus Reisig und bunten Flicken versteckt . . ."

ist ein weiterer Beweis für diese Art, die Maschine zu erleben. So ist für diese Kämpfer die innigste Verbindung zwischen modernster Technik und seelischer Urwelt kennzeichnend, so wüten ihre „Urtriebe mit den kompliziertesten Mitteln der Vernichtung" (In Stahlgewittern, S. VIII). Aus dieser Verbindung, aus der Beherrschung der Technik, aus der ungeheuren Erhöhung eigener vitaler Energie durch die ihr entzogene Kraft beziehen sie das Bewußtsein höchster Mächtigkeit (Das Wäldchen 125, S. 7):

> „ . . . die Motore singen den wilden Gesang der Energie, von dem unsere Nerven stärker gepackt werden, als von jedem Marsch, . . dieses Lied aus Compression und Explosion . . ."

Dieses Lied wird zur rollenden Hymne auf die Macht des modernen, maschinenbeherrschenden Menschen:

> „Noch nie zogen Menschen in die Schlacht wie ihr, auf seltsamen Maschinen und stählernen Vögeln, hinter feurigen Wänden und Wolken aus tödlichem Gas. Die Erde hat Saurier und furchtbare Tiere

getragen, doch kein Wesen war gefährlicher und schrecklicher bewaffnet als ihr . . . Vor eurem Angriff tut sich die Erde auf, Feuer, Gift und eiserne Kolosse gehen euch voraus. Vorwärts, vorwärts, ohne Mitleid und Furcht, es geht um den Besitz der Welt!"

Die Einheit zwischen Kämpfer und Maschine, heute immer inniger gestaltet, wird zur Grundlage der taktischen Ueberwindung der Materialschlacht, begriffen als Vernichtung ungeschützter Menschenleiber durch die Massen des Materials. Ungeschützt — so sieht Jünger die Schlacht der Zukunft — wird der Mensch garnicht mehr im Gelände auftreten. Die Maschine, die ihn trägt, schützt ihn auch. Sie, die auf höchste Beweglichkeit und Geschwindigkeit eingestellt ist, wird zugleich eine solche Erstarrung der Fronten, wie sie im Weltkrieg eintrat, und damit eine so verhängnisvolle Massierung von Menschen und Material unmöglich machen. Die Formation, die sie bedingt, ist die kleine Kampfeinheit, die allerdings von einer Zentrale aus geleitet wird. Man höre dazu Jünger selbst (Das Wäldchen 125, S. 21):

„Nicht mehr Schulter an Schulter werden wir uns verteidigen, sondern vereinzelt, als Träger riesiger Kräfte, in kleinen Grüppchen, tief im dampfenden Gelände verstreut . . ."

Es ist die „automatische Schlacht", die, wie er meint, auf Grund dieser entwickelten Kampftechnik, die Materialschlacht ablösen wird.

Die Bedeutung des Kämpfers, dessen Gestalt und Wesen in diesem Abschnitt umrissen wurde, ist nicht mit dem Ende des Krieges erschöpft. Er fühlt es als seine Aufgabe, dem neuen Geist, der neuen Tugend, der neuen Welt- und Gesellschaftsordnung, die im Kriege geboren wurden, und die sich zuerst in seinem Erlebnis ankündigten, zum Durchbruch zu verhelfen. Diese seine Mission, die als Dienstleistung an der Sinngebung des Weltkrieges begriffen wird, beruft ihn zum Gestalter der kommenden Epoche. Jünger sagt in „Der Kampf als inneres Erlebnis", S. 2:

„Der Krieg, aller Dinge Vater, ist auch der unsere; er hat uns gehämmert, gemeiselt und gehärtet zu dem, was wir sind . . . Wohl ist er gestorben, doch sein Geist ist in seine Fronknechte gezogen und läßt sie nie aus seinem Dienst. Und ist er in uns, so ist er überall, denn wir formen die Welt."

Diese Härte des Kriegers, seine Unüberwindlichkeit ist es, aus der er die Rechtfertigung sieht für seinen Herrschaftsanspruch über eine zerrüttete, der gewaltsamen Schweißung bedürftigen Welt (Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 76):

„Das ist der neue Mensch, der Sturmpionier, die Auslese Mitteleuropas . . . Das glühende Abendrot einer versinkenden Zeit ist zugleich ein Morgenrot, in dem man zu neuen, härteren Kämpfen rüstet. Weit hinten erwarten die riesigen Städte, die Heere von Maschinen, die Reiche, deren innere Bindungen im Sturm zerrissen werden, den neuen Menschen, den kühneren, den kampfgewohnten, den rücksichtslosen gegen sich selbst und andere. Dieser Krieg ist nicht das Ende, sondern der Auftakt der Gewalt."

Und an anderer Stelle fährt Jünger prophetisch fort (Das Wäldchen 125, S. 19):

„Und so sehe ich ein neues führendes Geschlecht im alten Europa auftauchen, ein Geschlecht, furchtlos und fabelhaft, ohne Blut-

scheu und rücksichtslos, gewohnt, Furchtbares zu erdulden und Furchtbares zu tun und das höchste an seine Ziele zu setzen."

Kameradschaft.

Man muß vor allem beachten: in welch ursprüngliche, neue Beziehung die Front ihre Menschen setzt: Herr X aus der Y-Straße ist nicht mehr Herr X. Daß er in Nr. 33 eine komfortable 4-Zimmer-Wohnung besitzt, interessiert keinen Menschen. Ob er arm oder reich, Gassenkehrer oder Schullehrer, evangelisch oder katholisch ist, findet hier nur Erwähnung in Erzählungen, die jedem deshalb so märchenhaft erscheinen, weil sie von einer unwirklich und unwesentlich gewordenen Vergangenheit handeln. Bindungen und Wertungen der Friedensgemeinschaft, in der jeder stand, sind hier aufgehoben. Diese Gemeinschaft ist gesprengt durch die jäh und furchtbar aufgebrochene Wirklichkeit: Krieg Das ist deshalb so bedeutsam, weil damit zugleich ihre Klüfte und Gegensätze, das Gegeneinander der Interessen aufgehoben ist. Der Fabrikherr oder der Großbauer hat hier mit einem Schlage allen Grund zu Reibereien mit seinen Angestellten verloren, weil er der sozialen Wirklichkeit entzogen ist, der dieser Gegensatz entsprang. Er, der früher und dem Diktat seiner sozialen Position gegen den Arbeiter stand, steht hier, dem Willen des Volkes unterworfen, n e b e n ihm, und ihr sozialer Gegensatz löst sich auf in völkische Gemeinsamkeit. So ist schon auf der ersten Stufe der Kameradschaft: in dem unmittelbaren Nebeneinander- und Zusammenstehen der soziale Gegensatz ignoriert.

Diese unmittelbare Kameradschaft, wie ich sie nennen möchte, ist nichts als eine enge Lebensgemeinschaft und legt den Vergleich mit anderen derartigen Gemeinschaftsbildungen nahe:

> „Wir sind doch wie eine Familie zusammengewachsen", sagt Thor Goote (Wir fahren den Tod, S. III).

Sie erschöpft sich in gemeinsamem Essen und gemeinsamem Marschieren, in gemeinsamer Ruhe und gemeinsamer Arbeit, in gemeinsamer Freude und Bedrückung, sie wird bezeichnet einfach durch die sechs bis acht Mann einer Gruppe, die unter e i n e r Zeltbahn und in e i n e m Trichter zusammenhocken. Es wäre falsch, den Wert dieser unmittelbaren Kameradschaft, die auf eine Gruppe und auf einen Trichter beschränkt bleibt, zu unterschätzen. Helmut Stellrecht weiß, welcher Trost in dieser schlichten Gemeinsamkeit liegt (Trotz allem! S. 283):

> „Wir sind wieder alle beisammen . . . Der Zeller, . . . der Adolf, der Karl Gehr . . . Der Kreis der Kameradschaft ist wieder geschlossen. In ihm liegt ein Stück Geborgenheit. Man kann sie fast körperlich fühlen. Die alten treuen Gesichter gehen im Dunkeln neben mir und gehen den gleichen Weg wie ich."

Und an anderer Stelle tritt der Wert dieser Geborgenheit vor dem Grauen der Front noch stärker hervor (Trotz allem! S. 179):

> „Es wäre entsetzlich, hier allein zu sein unter dem gewaltsam erstickten Leben, in dieser Einöde, in der der Tod sich hemmungslos ausgelaufen hat, und wo nur das Grauen und der Gestank der verwesenden Pferde und Menschen geblieben ist. Wie gut der Kreis der Kameraden ist, der durch alles hindurchführt."

Hier schon ist angedeutet, daß diese Lebensgemeinschaft ihre tiefste Bedeutung als Leidensgemeinschaft erhält. Mehr als das gemeinsame Leben, ist es das gemeinsame Leiden, ist es die gemeinsame Verfallenheit an Feuer, Witterung, Gas, Strapazen, Wunden und Tod, die die Kämpfer zusammenschweißt. Darum spricht Zöberlein so begeistert von ihr, der „in hundertfacher Todesnot entstandenen Frontkameradschaft. Dieser Kameradschaft, die über Not und Hunger, Grauen und Feuer die Kompagnien zusammenhielt." (Der Glaube an Deutschland, S. 574.)

Es ist die gemeinsame Hilflosigkeit und die gemeinsame Lebensnot, es sind die flatternden Schreie der Seelen vor den Bergen der Gefahr, es sind die zuckenden Aengste der Leiber vor zischendem Stahl, was sie in tausend Trommelfeuern fügt: die Kameradschaft alles gleichgeborenen Lebendigen gegen den eisenrasenden Tod. Sie prägt das „Du", das Thor Goote zu seinen Leuten sagt. Das ist nicht das Du des Kasernenhofes! Das ist jenes heiße, überquellende Du, das den Menschen anspricht, den warmen Leib und das schlagende Herz! Es ist die Mensch-gestalt, die es meint, sie, ein tröstendes Wunder inmitten von Gasschwaden, Granattrichtern, Explosionsfahnen, sie, die man haben m u ß, die man braucht wie die Luft zum Atmen, die diese tosende Einsamkeit durchbricht, die einem vor Wahnsinn und Verzweiflung rettet. Aus dieser Notgemeinschaft entspringt die Solidarität der Front, und aus der Tiefe gegenseitiger Verbundenheit ihr Sozialismus der helfenden Tat. — Seine Forderung wird von Seldte verkündet (M G K, S. 157):

„Helfen, mein lieber Kerl, helfen wollen wir . . ."

Und die Zeugnisse der Bereitschaft zum unbedingten Einsatz für den Schicksalsgenossen sind unzählbar. Diesen Sozialismus verwirklicht Zöberlein, wenn er seine Kameraden aus schmetterndem Feuer holt (Man vergleiche nur: Der Glaube an Deutschland, S. 70, S. 238), ihm dient Stellrecht, wenn er sein letztes Stück Brot schenkt. Ihn e r f ä h r t Zöberlein, als er — krank — von dem Maxe gepflegt wird:

„Wie eine Mutter, so rührend war seine Sorge" (Der Glaube an Deutschland, S. 302).

Auf ihn beruft er sich, wenn er unbedenklich nach der dargebotenen Feldflasche greift (Der Glaube an Deutschland, S. 72). Und wieder sind vor dieser Hilfsbereitschaft im Leben und Sterben Ränge und Stände aufgehoben. Seldte gibt dafür ein Zeugnis: Im verwehenden Rauch eines Volltreffers, der die lagernde Kompagnie zerreißt, sieht er, „wie der Regimentskommandeur einen Mann in den Keller trägt, der die Arme um den Nacken des Majors legt." (M G K, S. 255). So umfaßt diese Kameradschaft Führer und Mann. Vor der gleichen Not und der gleichen Bedürftigkeit verlieren Trossen und Schnüre ihre Bedeutung. Aus dem Dienstverhältnis, aus Gehorchen und Befehlen, wird ein gegenseitiges Einstehen vom Nächstliegenden bis zum Letzten. Es sind nicht mehr Vorgesetzter und Untergebener, die sich gegenüberstehen, — es sind Kameraden aus gleichem Schicksal und gleichem Volk. Aus dieser neuen Bindung aber wächst neue Verpflichtung. In der letzten und schwersten Zeit, als es keinen Kaiser, kein Vaterland und keine Pflicht mehr gibt, als kein Befehl mehr hilft, da hilft der Appell an diese Verbundenheit zwischen Führer und Mann (Thor Goote, Wir fahren den Tod, S. 310/311):

„Ich kann nur sagen, daß i c h den festen Willen habe, nach

vorne zu gehen, solange ich kann. Ob Ihr meine Kameraden sein wollt oder nicht, müßt Ihr wissen."

Aus dieser Verbundenheit zieht nicht nur der sozial höher Stehende, der Führer, sondern auch der Arbeiter seine Qualität als Kamerad. Das gleiche Erleben, die gleiche Not führt zunächst zu gegenseitiger Erkenntnis (Franz Schauwecker: Der Aufbruch der Nation, S. 205):

„Bis jetzt — ich meine bis zum Kriege, haben sich immer nur ganz bestimmte Sorten von Leuten gekannt. Und von den Andern hatte man keine Ahnung. Jetzt ist das anders. Ich hab' früher auch nicht gewußt, daß Leute aus Deinem Stande sind wie Du bist. Ich meine so einfach und gut, . . .

Aber über dieses Erkennen hinaus wird an der Front die Lebenswirklichkeit jener bisher von der Gesellschaft Ausgeschlossenen erlebt (Friedrich Wilhelm Heinz: Sprengstoff, S. 28):

„Geborene Frontsoldaten aus Adel, Offizierskorps, Bauerntum, studentischer Jugend, sind an der Front Arbeiter gewesen und haben für ihr Leben lang begriffen, was es heißt, ohne Zukunftsaussicht und ohne innere Verbundenheit mit dem Werk jahraus, jahrein das zu tun, was sie selbst nur für Tage und Monate taten: Erde buddeln und Lasten schleppen, Draht ziehen und Balken behauen."

So ist für diese Kämpfer an der Front das ganze Volk durch das proletarische Erlebnis gegangen, es hat freiwillig die Arbeit des Standes auf sich genommen, den es bisher verachtete, es hat diese Verachtung gesühnt durch das Bekenntnis zu dieser Arbeit und zu diesem Stand. Die Front war für unsere Autoren der Ort der Begegnung zwischen jenen sozialen Formationen, die man früher Klassen nannte, die Qual der Front war es, die sie nach ihrem Zeugnis zusammenschmolz zu einer gewaltigen sozialen Einheit (Franz Schauwecker: Der Aufbruch der Nation, S. 220):

„Und nun bin ich mit Herse hier und Radtke und den andern allen zusammen. Mit einem Male, wo es auf Leben und Tod geht, wo wir im Dreck waten und im Feuer liegen und Dreck, Läuse, Brot und Durst teilen — nun, da, endlich, da sind wir zusammen . . . Da haben wir sie, die Eine, die Unlernbare, die Unverlierbare, die Einmalige, die Nation!"

Und auch Friedrich Wilhelm Heinz kennt diese gewaltige soziale Ueberbrückung und Neuformung (Sprengstoff, S. 28):

„Das Heer hatte alle Schichten und Stände des Volkes zusammengeschmolzen, es besaß den Waffenstolz und das Führerbewußtsein des echten Adels, die Gemeinschafts- und Kameradschaftsgesinnung des echten Sozialismus. Stände und Berufe, Vorrechte des Geldes und der Bildung waren versunken: man hatte längst jenseits von Stand und Klasse den ganzen Kerl erkannt, man hatte verspürt, daß es etwas Großes und Gemeinsames gibt: das Volk."

Hier wird es deutlich: Die Front gilt als Wiege der neuen völkischen Gemeinschaft. Sie gebar nach dem Zeugnis unserer Autoren und verwirklichte zugleich jene Grundsätze, die heute für das ganze Volk verkündet werden: das Führerprinzip und den nationalen Sozialismus. Sie gebar die nationalsozialistische Revolution, die ihrem Wesen nach nicht eine Revolution der Gesellschaft — wie die marxistische —, sondern eine Revolution der Gesinnung darstellen will.

Die sich gründen kann auf das an der Front gewonnene Bewußtsein der völkischen Einheit. Schon 1914 gab Gelegenheit,

> „diese wirkliche und höchste Gleichheit zu erleben, die über alle Ungleichheiten des Besitzes und der Stellung hinweg als ein mystisches Erlebnis in den Massen blitzartig das Gefühl erweckt, daß sie einer Rasse angehören, daß sie ein Fleisch und Blut sind, und daß es dasselbe Bewußtsein ist, mit dem sie der Außenwelt gegenüberstehen. (Das Wäldchen 125, S. 134.)

Diese Einheit wird im Verlauf des Krieges von den nationalen Kämpfern immer mehr empfunden. Die Front schafft für sie die innigste Bindung, die möglich ist. Jünger erkennt (Das Wäldchen 215, S. 36):

> „So sind wir verbunden durch Erlebnis, Gesinnung und Blut — wie könnten wir fester verbunden sein?"

Eine Verbundenheit, die für unsere Autoren zugleich die höchste Form der Kameradschaft darstellt. Sie besteht nicht nur in jener unmittelbaren Lebens- und Schicksalsgemeinschaft, die die Insassen eines Trichters im Feuer vereint, — beruhend auf gemeinsamer Geburt, gemeinsamem Erleben und gemeinsamer Idee, sucht sie das ganze deutsche Heer und die ganze deutsche Front zu umfassen. Diese nationale Kameradschaft beruft sich auf Deutschland. Und „Deutschland sind wir selbst, Deutschland kämpft durch uns." (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 166.) Daher dieses Gefühl der Gemeinschaft, dessen überbrückende Kraft auch Zöberlein kennt (Der Glaube an Deutschland, S. 476):

> „O Deutschland hoch in Ehren . . . . mit einem Male sang unser ganzes Bataillon und sangen die Hessen, und drüben am andern Ufer des Kanals standen sie auf und fielen ein: „Daß sich unsre alte Kraft erprobt . . ." Unwillkürlich hatten wir einander bei den Händen gefaßt: Bayern und Preußen, Infanteristen, Pionier eund Artilleristen „Zum Herrn erhebt die Herzen . . ." wogt es und dröhnt es im hallenden Gewölbe. Plötzlich erkenne ich, daß ein preußischer Hauptmann mir in die Augen schaut, der den Heiner und den Girgl an den Händen hält. Wir sehen einander an wie zwei uralte Freunde und lächeln unterm Singen, als wollten wir sagen: „Schon immer ist es zwischen uns beiden so gewesen, so klar und schön . . ."

Und wieder ist das Bewußtsein dieser Einheit für den Kämpfer Quelle unerschöpflichen Trostes (Zöberlein: Der Glaube an Deutschland, S. 166):

> „Das hob uns hinaus über die Todesangst in schicksalsschweren Minuten und grauenvollen Stunden."

Aus dem Glauben an diese völkische Einheit, hier in der Kameradschaft als keimende Wirklichkeit erlebt, fließt für diese Kämpfer die Kraft zur Bewältigung des Weltkriegs. Sie ist für sie „das Herz der Front", wie Adolf Hitler im Vorwort zu „Der Glaube an Deutschland" sagt: In ihr sollen alle Trümmer und alle Tränen aufgehoben sein.

Das Erlebnis dieser Einheit blieb im Kriege auf die Front beschränkt. So ist es notwendig, wenn man der Geburtsstunde jener Einheit gedenkt, zugleich von der Kluft reden zu müssen, die damals zwischen Front und Heimat aufbrach, und die erst in unseren Tagen überbrückt werden soll.

Mit Kriegsausbruch war das Volk in zwei Teile gespalten, die einander deshalb immer fremder wurden, weil ihre Lebensverhältnisse in keinem größeren Kontrast stehen konnten. Schauwecker kennzeichnet diesen Gegensatz (Der Aufbruch der Nation, S. 146):

> „Die einen schwitzten, rackerten, marschierten, hungerten, froren, kämpften, wachten, bluteten, starben an der Front; die andern saßen zu Hause, entbehrten einige Bequemlichkeiten . . . und warteten auf die Siege der andern."

Eben dieses unbeteiligte Warten und Weiterleben angesichts des ungeheuren Kriegsgeschehens ist es auch, was die Empörung Thor Gootes auslöst (Wir fahren den Tod, S. 212):

> „Jetzt, wo jeden Tag, jede Stunde hunderte von Menschen sterben, verbluten, wie kann da in der Heimat alles seinen alten Gang gehen?"

So unverständlich es allen Kämpfern schien: das Leben in der Heimat g i n g seinen alten Gang, die Wertungen und Anschauungen blieben so seicht wie im Frieden, deshalb, weil die Heimat keinen Teil hatte am aufwühlenden und umstürzenden Erleben der Front. So erklärt sich jenes erschütternde Nichtverstehen ihren Kämpfern gegenüber, dieses Verharren in Werten und Worten, die für den Frontsoldaten gerade zerbrochen sind. So erklärt sich die unbekümmerte Dreistigkeit, mit der man die Heimkehrenden ausforscht und vermahnt. Als Beispiel für diese Zudringlichkeit, die stets auf ratlose Abwehr stieß, mag der Pfarrer Thor Gootes dienen (Wir fahren den Tod, S. 275):

> Sprechen Sie ihren Leuten davon, „wie herrlich es ist, daß sie den Heldentod sterben dürfen! Diesen schönsten Tod für einen Mann! Lassen Sie Ihre Leute mit verklärten Augen aus diesem Jammertal scheiden! . . . Das ist ja alles anders, denke ich bei mir. Das ist ja alles ganz anders."

Aus diesem Mangel an Verständnis, an Mit-leiden, den er überall verspürte, entstand im Frontkämpfer allmählich das Bewußtsein: Die Heimat hat uns im Stich gelassen! Er erkennt auch den Grund:

> „ . . . nicht etwa aus Gemeinheit, nein, aus stumpfsinniger Gedankenlosigkeit, aus bodenlosem Patriotismus ohne jedes Gewicht, einem leeren Gelalle und hysterischen Gefasel der begeisterten Zu-Hause-Gebliebenen." (Franz Schauwecker: Der Aufbruch der Nation, S. 224.)

Aber nicht nur dieser hohle Patriotismus war es, der den Kämpfer abschreckte, wenn er in die Heimat kam, — einen noch tieferen Gegensatz fühlte er zu der Wiedrigkeit, die hier immer krasser hervortrat, und die niemand mehr hassen mußte als er, der täglich bereit war, sein Leben als Opfer für seine Ideale hinzugeben. So stellt Zöberlein schmerzlich fest (Der Glaube an Deutschland, S. 330):

> „Das Leben des Volkes hat nichts Großes mehr an sich, nichts

Edles, Erhabenes . . . Das war alles so gewöhnlich, kleinlich und erbärmlich, was man von der Heimat hörte. Schieben, Drücken, Jammern über die Schwere der Zeit . . . Der Krieg war denen daheim ein Schwindelsystem, bei dem der das meiste galt, der sich am wenigsten erwischen ließ."

Dieses Versunkensein der Heimat in erbärmliche Kreatürlichkeit, dieses Verklammertsein ins materielle Interesse, dieses Bestimmt-sein allein durch den Profit ist es, was sie in Gegensatz stellt zu der Hingabe der Front:

„Wir standen in einer ungeheueren anderen Welt . . . Und aus dieser für uns Frontsoldaten eigenen Welt . . . waren die Gesetze entstanden, die unser Denken so ganz anders bestimmten." (Der Glaube an Deutschland, S. 331)

Dieses Denken will n i c h t bestimmt sein von Interesse und Profit:

„Wir wissen, daß mehr als Geld und Titel und Würden der Geist gilt, der aus unserem siedenden Blute raucht . . ." Der Glaube an Deutschland, S. 331.)

Der Geist wird hier gegen das Geld gestellt, die Opfertat gegen den Profit, die vom Kampf vermittelte Erlebnis- und Seinsfülle gegen die Krämerei des Alltags.

Dieser Gegensatz trat voll zutage in der Revolution von 1918. Ueber ihr Wesen gibt es unter unseren Autoren nur eine Meinung. Friedrich Wilhelm Heinz verleiht ihr leidenschaftlichen Ausdruck (Sprengstoff, S. 24/25):

„ . . . davonlaufendes, ehrvergessenes Etappengesindel, das Material, Perde und Waffen für ein paar Pfennige an den Feind verramscht; aus den Großstadtspelunken hervorgekrochenes Untermenschentum, das den zerschossenen Soldaten der Front die Ehrenzeichen von der Brust riß und die Kokarden in die Gosse trat; Schieber, die sich von der Schlammflut hochtragen ließen, bis sie in staatlichen Aemtern kleben blieben; . . . Soldatenräte, die aus den Kasernen Bordelle und Hehlerlager machten; . . . Umzüge verwirrter und verratener Arbeiter, die in der Siegesmelodie Frankreichs ihr künftiges Sklavendasein bejubelten; Oberlehrer, Rechtsanwälte, Professoren, Fabrikherren, Bankgewaltige, Börsenkönige, die karriere-witternd, titelsüchtig, konjunkturausbeutend über Nacht umschwenkten und auf ihren Wohnungen, Villen, Palästen den roten Lappen hißten; Aufrufe von Friede, Freiheit, Schönheit, Würde, Brot, deren Verfasser sich anschließend viehisch besoffen und von galizischen Großgaunern Trinkgelder schenken ließen . . ."

Aber auch diese Katastrophe hatte für unsere Autoren einen Sinn, auch sie erfüllte eine Funktion im Werdegang des Volkes zur Nation: Als sich die Masse des Volkes verlor, da fanden einige zu sich selbst, da glaubten einige zu erkennen, was sie waren: Sauerteig, der so lange wirken mußte, bis ganz Deutschland durchwirkt war. So sieht Schauwecker den Sinn der Revolution (Aufbruch der Nation, S. 401/402):

„Sie hat alle Hindernisse zu uns selber beseitigt, sie hat einen dicken Wust abgebaut. Das ist das Beste an ihr. Sie hat uns den Dreck aus den Augen gewischt. Jetzt endlich sind wir seit Jahrhunderten so weit, daß wir ganz von vorn mit uns selber beginnen können, ohne die alten Häute mit uns herumzuschleppen, die alten

Vorschriften, die alten Gewohnheiten . . . die Leere, die Anmaßung, die äußerliche Macht, die Zerspaltung des Volkes, das bloße Auswendiglernen, die Vorrechte, hinter denen nichts mehr war, die Gängelei, die Oberfläche, die Unselbständigkeit . . ."

Um dieser inneren Klärung und Reinigung willen, um dieser Selbstbegegnung willen nach jahrhundertelanger Verirrung, die zur Grundlage eines neuen Baues werden sollte, gilt es, was Schauwecker seinem Frontbuch als Motto voranstellt:

„Wir mußten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen."

Diese Verheißung ist es, die den Kämpfer über die Wirbel der Revolution erhebt, die ihm Trost gewährt in seiner Verlassenheit. Die Vision eines neuen Deutschland ist es, die ihn hinausreißt über die Wirklichkeit (Stellrecht: Trotz allem! S. 246):

„Ueber spritzendem Dreck, über ziehendem Granatenrauch, über ohrenzerreißenden Lärm, über ekelhafter Gemeinheit . . . sehen wir dunkel noch und von Nebel verhangen ein neues Deutschland: das Deutschland der leidenden, kämpfenden Jugend. Ein Phantom noch, aber doch von solcher Wirklichkeit, daß man drum sterben kann."

So wird dieses neue Deutschland für den nationalen Kämpfer nach dem Fall des alten zum Sinn des Weltkrieges. Das ist entscheidend: der Sturz des Kaiserreiches, der unglückliche Ausgang des Krieges hat für ihn die Unzahl der Opfer nicht sinnlos gemacht. Mehr denn je, sind sie ihm n a c h dem Zusammenbruch:

„Aussaat — beste, edelste, höchste Aussaat eines Volkes." (Franz Seldte: Vor und hinter den Kulissen, S. 338.)

Gerade der Glaube und die Bewährung aller Gefallenen beweist dem lebenden Kämpfer: die unzerstörbare Mächtigkeit des deutschen Volkstums, beweist ihm, daß die völkische Idee nicht an eine altersschwache Staatsform gebunden ist. Gerade ihre Ideale und ihre Bindungen liefern ihm die Fundamente einer neuen Volksgestalt. (Stellrecht: Trotz allem! S. 236):

Ihr „Opfer wurde der Stein zu einem neuen Reiche, zu einem größeren Deutschland. Ein Opfer dafür, daß Deutschland seinen Schöpfungsgedanken weitertragen soll, daß die Flamme seines Gedankens weiter leuchte über die Welt, daß sie noch in Reinheit brennt, wenn unser Volk einmal sagt: Ich habe meinen Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten."

Die Auferstehung, die hier geweissagt und gefeiert wird, ist die der Nation. So sehen sie unsere Autoren: gegründet in Blut und Boden, die Gemeinschaft des in jahrtausendelanger Geschichte zu sich selbst gekommenen Volkes, in der Kameradschaftsgesinnung des nationalen Sozialismus zu unbedingter Einheit gefügt, höchste Verkörperung deutsch-völkischer Idee, soll sie ihre Mission erfüllen: „der Welt Ordnung und Gesetze zu geben." (J. M. Wehner: Sieben vor Verdun, S. 142). Dieser Welt soll sie Vorbild, Sinn und Krönung sein, als Sachwalter Gottes auf Erden, soll sie für immer aufrichten:

„Das Reich der Gerechtigkeit, der Ordnung und des Friedens in seinem Namen." (Wehner: Sieben vor Verdun, S. 141).

Diese Verheißung, aus den Trichtern der Front geboren, ist für die nationalen Kämpfer der höchste Sinn und die höchste Rechtfertigung des Welt-

krieges. Seine Bewältigung wird für sie erst dann vollendet sein, wenn der Glaube aller Opfer des Krieges in ihrer Verwirklichung erfüllt ist. Erst die erhabene Wirklichkeit dieser Verheißung gäbe das Recht, mit Hölderlin zum Vaterlande sagen zu dürfen: „Und zähle nicht die Toten! Dir ist, Liebes! nicht einer zuviel gefallen."

V. Literatur.

a) Für die Arbeit benutzt:

Ernst Jünger: In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers. Berlin 1926. Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Ernst Jünger: Das Wäldchen 125. Eine Chronik aus den Grabenkämpfen 1918. Berlin 1925. Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Ernst Jünger: Feuer und Blut. Ein kleiner Ausschnitt aus einer großen Schlacht. Berlin 1929. Frundsberg-Verlag.

Ernst Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis. Berlin 1925. Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Hans Zöberlein: Der Glaube an Deutschland. Ein Kriegserleben von Verdun bis zum Umsturz. München 1932. Verlag Franz Eher Nachfolger.

Franz Schauwecker: Aufbruch der Nation. Berlin 1929. Frundsberg-Verlag.

Helmut Stellrecht: Trotz allem! Ein Buch der Front. München 1931. J. F. Lehmanns Verlag.

Thor Goote: Wir fahren den Tod. Verlag Tradition (Wilhelm Kolk) 1930.

Thor Goote: Wir tragen das Leben. Verlag Tradition (Wilhelm Kolk) 1932.

Franz Seldte: M G K. Leipzig 1929. Verlag K. F. Koehler.

Franz Seldte: Dauerfeuer. Leipzig 1930. Verlag K. F. Koehler.

Franz Seldte: Vor und hinter den Kulissen. Leipzig 1931. Verlag K. F. Koehler.

Josef Magnus Wehner: Sieben vor Verdun. Ein Kriegsroman. München 1930. Verlag Georg Müller.

Georg Grabenhorst: Fahnenjunker Volkenborn. Leipzig 1928. Verlag Koehler & Amelang.

E. E. Dwinger: Die Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch 1915-18. Eugen Diederichs Verlag in Jena. 1929.

E. E. Dwinger: Zwischen Weiß und Rot. Die sibirische Tragödie 1919—1920. Jena 1930.

E. E. Dwinger: Wir rufen Deutschland. Heimkehr und Vermächtnis 1921—1924. Eugen Diederichs Verlag in Jena. 1932.

Ernst von Salomon: Die Geächteten. Berlin 1931. Ernst Rowohlt-Verlag.

Ernst von Salomon: Die Stadt. Berlin 1932. Rowohlt-Verlag.

Peter von Heydebreck: Wir Wehr-Wölfe. Erinnerungen eines Freikorps-Führers. Leipzig 1931. Verlag K. F. Koehler.

Friedrich W. Heinz: Sprengstoff. Frundsberg-Verlag, Berlin.

Arnolt Bronnen: O. S. Berlin 1930. Ernst Rowohlt-Verlag.

Waldemar Glaser: Ein Trupp SA. Ein Stück Zeitgeschichte. R. Voigtländers Verlag. Leipzig 1933.

E. M. Remarque: Im Westen nichts Neues. Berlin 1929. Im Propyläen-Verlag.

Ernst Johannsen: Vier von der Infanterie. Ihre letzten Tage an der Westfront 1918. Fackelreiter-Verlag. Hamburg-Bergedorf. 1929.

Peter Riß: Stahlbad Anno 17. Fackelreiter-Verlag. Hamburg-Bergedorf. 1930.

H. Cysarz: Zur Geistesgeschichte des Weltkriegs. Halle 1931. Max Niemeyer-Verlag.

Werner Beumelburg: Sperrfeuer um Deutschland. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg 1929.

b) Nach Fertigstellung der Arbeit erschienen:

H. Pongs: Krieg als Volksschicksal im deutschen Schrifttum. Stuttgart 1934. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

W. Linden: Volkhafte Dichtung von Weltkrieg und Nachkriegszeit. Zeitschrift für Deutschkunde 1934 (1. Heft).

H. v. Metzsch: Krieg als Saat. Aus den Vorlesungen des Verfassers an der Deutschen Hochschule für Politik. Breslau 1934. F. Hirth.

G. Günther: Der Krieger. Aus der Zeit 1914—1918. In „Das Reich im Werden". M. Diesterweg. Frankfurt 1934.

B. Kummer: Vom Sinn und Wahnsinn des Krieges. Nordische Stimmen, Jahrgang 4.

H. Kraeger: Der künftige Dichter des Weltkrieges. Breslau 1934. F. Hirth.

E. Volkmann: Deutsche Dichtung im Kriege. Reclam 1934.

M. Schmidt-Breitung: Werden im Weltenbrand. Dresden 1934. Heinrich.

H. Schröder: Erlebter Krieg. Bern 1934. Francke.

F. Altrichter: Die seelischen Kräfte des deutschen Heeres im Frieden und im Weltkriege. Berlin 1933. E. S. Mittler & Sohn.

G. Lutz: Die Front-Gemeinschaft. Das Gemeinschaftserlebnis in der Kriegsliteratur. Greifswald 1936. H. Adler.

H. Grimrath: Der Weltkrieg im französischen Roman. Junker & Dünnhaupt 1935.

M. Günther: Der englische Kriegsroman und das englische Kriegsdrama 1919 bis 1930. Junker & Dünnhaupt 1936.

H. Weyand: Der englische Kriegsroman. Strukturprobleme. Bonn 1933. Hanstein (Erw. Diss.))

A. Foos: Das Erlebnis des Krieges in der luxemburgischen Dichtung. Luxemburg 1934. Bourg-Bourger.

Es ist mir ein tiefempfundenes Bedürfnis, meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Franz Schultz, für die Förderung und Unterstützung zu danken, die er dieser Arbeit von der Konzeption bis zur Drucklegung gewährte.

Lebenslauf.

Geboren am 7. April 1911 zu Frankfurt am Main als Sohn des evangelischen Bäckermeisters Jakob Rey und seiner Ehefrau Emilie, geborene Reith, besuchte ich verschiedene höhere Lehranstalten und legte Ostern 1929 an der Liebig-Oberrealschule in Frankfurt a. M. die Reifeprüfung ab. Vom Sommersemester 1929 bis zum Sommensemester 1933 war ich bei der Johann Wolfgang Goethe Universität immatrikuliert. Nach der Beendigung meines Studiums wandte ich mich dem Journalismus zu und bin heute als Schriftleiter tätig.

W. Rey.